

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/  
Couverture de couleur

Coloured pages/  
Pages de couleur

Covers damaged/  
Couverture endommagée

Pages damaged/  
Pages endommagées

Covers restored and/or laminated/  
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Pages restored and/or laminated/  
Pages restaurées et/ou pelliculées

Cover title missing/  
Le titre de couverture manque

Pages discoloured, stained or foxed/  
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Coloured maps/  
Cartes géographiques en couleur

Pages detached/  
Pages détachées

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/  
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Showthrough/  
Transparence

Coloured plates and/or illustrations/  
Planches et/ou illustrations en couleur

Quality of print varies/  
Qualité inégale de l'impression

Bound with other material/  
Relié avec d'autres documents

Continuous pagination/  
Pagination continue

Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/  
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure

Includes index(es)/  
Comprend un (des) index

Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/  
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Title on header taken from:/  
Le titre de l'en-tête provient:

Title page of issue/  
Page de titre de la livraison

Caption of issue/  
Titre de départ de la livraison

Masthead/  
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments:/  
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below/  
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>



Rosa mystica.

R 941  
1898-99)  
U. 2

# Kundschau



## Vom Berge Karmel.

2. Jahrgang.

Oktober 1898.

Nummer 1.

### Der Rosenkranz.

**P**rächtiger pflanzt kein Kranz auf Erden,  
Keiner hoch im Himmel droben —  
Süßer mag kein Erdenpilger  
Seine Himmelsmutter loben,

Als im heil'gen Rosenkranze,  
Der den Himmel mit der Erde  
Bindet, daß den Erdenfindern  
Erbtheil einst der Himmel werde.

Blumen aus dem Paradiese,  
Rosen aus dem Himmelsgarten  
Deren muß der allerhöchste  
Himmelsgärtner selber warten.

Sieh' die rothe Kreuzesblume,  
Die auf Golgatha erschlossen,  
Die der Heiland selber weihete,  
Mit dem eignen Blut begossen.

Und die and're Wunderblume  
Müssen die Apostel reichen,  
Blätter zwölf an Einer Krone  
Der Erwählten Friedenszeichen.

**CARMELITE FATHERS,  
MT. CARMEL COLLEGE  
NIAGARA FALLS**

**ONTARIO.**

**CANADA**

Und die dritte ist ersprossen  
Aus des Heilands heil'gem Munde  
Aus des Heilands heil'gem Herzen :  
Seligste Gebetskunde.

Und die letzte Himmelsblume  
Brachte einst der Himmelsbote  
Als er hehr die Jungfrau grüßte  
Im Erlösungsmorgenrothe.

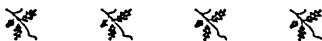
Rothe Rosen, weiße Rosen,  
Rosen goldig, ganz durchdrungen  
Von geheimnißvollen Düften,  
Eng im schönsten Kranz verschlungen.

Eng im schönsten Kranz verschlungen,  
Gluthig prächtige Farbenreihe,  
Alle bringen Gottesfrieden,  
Jede trägt die Himmelsweihe.

Prächtiger prangt kein Kranz auf Erden,  
Keiner hoch im Himmel droben, —  
Süßer mag kein Erdenpilger  
Seine Himmelsmutter loben,

Als im heil'gen Rosenkranze,  
Der den Himmel mit der Erde  
Bindet, daß den Erdenkindern  
Erbtheil einst der Himmel werde.

Rev. f. W. färber.



## Der Rosenkranz.

Von Rev. Joseph Raphael Kröll.

**G**ott sagt uns: „Welcher Bahn, daß der Höchste sich jedes seiner Geschöpfe im besondern annehme, er, welcher doch nach unwandelbaren und keine Ausnahme leidenden Gesetzen die Welt regiert! Verlangt ihr vielleicht, daß euch zu liebe diese Gesetze ungültig werden, daß euch die Krankheit, euch der Tod verschone? Die Zeit der Wunder ist vorüber. Kein Engel steigt mehr vom Himmel, um euch, wie einst Elias zu ernähren; keine Hand wird den Lauf der Sonne aufhalten, um eurem Dasein einen einzigen Tag zuzulegen; keine himmlische Stimme wird eurem erschöpften Leibe Jugend und Lebenskraft schöpfen!“

Ich höre sie wohl auch, diese Einwendungen. Allein wenn das so wäre, dann würde auch in einem wohlgeordneten Staate, der mit guten, festen, unverbrüchlichen Gesetzen und Ordnungen versehen wäre, der König darum, weil er diese Gesetze gegeben hätte und auch selber über ihnen stünde, keinem seiner Unterthanen ein persönliches Wohlwollen bezeugen, niemals Leidende Unterthanen trösten, Gefallene aufrichten können. Nein, im Gebet greifen wir ein in Gottes Regiment, der sich vor dem Seufzer aus unserm Herzen beugt. Themistokles, von seinem Vaterland verbannt, geht zu seinem Todfeind Admet. Er nimmt das Söhnlein desselben auf die Schulter und spricht: „Admet, im Namen dieses deines Sohnes, den du lieb hast, flehe ich dich um Gnade“; und der Schutz des Königs ward ihm zugesagt. Wenn wir vor das Angesicht des himmlischen Königs treten, sollen wir ihn anrufen im Namen Jesu. Beten heißt beten zu dem lebendigen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat und noch erhält: zu dem König, der den Glenden immer Audienz gibt; zu dem Hüter, dessen Augen nicht schlummern; zu dem Alten der Tage, dessen Kraft nicht verfällt; zu dem Reichen, dessen Schatz nicht ver-

siegt; zu dem Arzt und Meister im Helfen, dessen Wissenschaft nicht versagt. Beten heißt beten zu dem Gott der Herrlichkeit, vor dem tausend Jahr sind wie ein Tag und der einem Hizkia auf sein Gebet den Sonnenzeiger seines Lebens aus dem Bereich der Todeschatten zurückstellt und ihm fünfzehn Jahre in Gnaden zulegt; zu dem Gott, der die Berge wägt mit einer Wage, aber auch Berge versetzt um einer betenden Wittwe willen; zu dem Gott, der die Sterne alle kennt und mit Namen nennt, aber auch die Thränen in dem Auge eines Waisenkinde; zu dem Gott, den Myriaden von Engeln anbeten, und der dabei das Rufen eines in das Dornendickicht verwickelten Lammes hört. Beten heißt beten zu dem Gott, dem eben deshalb, weil ihm das Größte nicht zu groß ist, auch das Kleinste nicht zu klein, so gewiß er nicht die Felsen nur erschaffen, sondern auch das Moos, das daran wächst; so gewiß er seines eingeborenen Sohnes nicht verschont, um mit dem Eingeborenen uns alles, auch die Vollmacht zu schenken: „Wenn ihr um etwas bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun, auf daß der Vater geehrt werde in dem Sohne!“

Was für ein herrliches Gebet ist der Rosenkranz! Er lehrt uns immer gläubiger und andächtiger, immer kräftiger und brünstiger, immer kindlicher und zuversichtiger beten. Er macht selbst den Himmel auf; alle unsere Seufzer bringen zum Himmel und finden ein aufmerksames Ohr bei dem Herrn. Der Rosenkranz zeigt uns, daß Christus der rechtmäßige Beherrscher des Himmels ist.

Der Rosenkranz lehrt den Willen Gottes besser verstehen und befolgen. Jeder, der mit Jesus in Verbindung kommt, muß leiden. Wenn man aber das Kreuz freudig trägt, wird es süß. Wie neben der Krippe Jesu das Blut des Martyriums aufspritzt, so sind auch bei den Heiligen die höchste Freude und der höchste Schmerz bei einander. Der Friede muß im-

mer durch Kampf, durch Martyrium erkämpft werden.

Der Rosenkranz macht uns fromm; er lehrt uns an der Brust des Herrn Ströme der Weisheit trinken und in der hl. Kommunion die Speise der Starken zu uns nehmen, damit wir weggehen wie Löwen.

Der Rosenkranz lehrt uns die heiligmachende Gnade schätzen. O wie reich sind wir im Besitze der Gnade! Häufe alle Schätze der Erde auf in allen fünf Welttheilen; stelle dir vor, die unzähligen Himmelskörper, größer als unsere Erde, Sonne, Mond und Sterne, seien alle vom reinsten Gold, und dann rufe voll Staunen aus: wie schön, welch' unermesslicher Werth! Aber eine einzige Gnade hat unsäglich mehr Werth, als dies alles zusammen; sie hat mehr Werth als die ganze Welt. Der Schmuck der Gnade ist vor Gott die höchste Ehre. Dagegen wie beklagenswerth ist eine Seele, die in der Trübsünde lebt! Sie hat ihren Gott verloren, das höchste Gut; sie ist von Gott losgerissen; sie hat durch die Sünde vor ihrem Herzen eine starke Mauer aufgezogen, durch die Gott nicht mehr in ihr Herz kommen kann; und innerhalb dieser Mauer in diesem Herzen hat der Satan seine Residenz aufgeschlagen: dort sitzt er auf seinem Throne, erteilt seine Befehle und regiert über den Sünder.

Der Rosenkranz führt uns in die Schule der Demuth. Nichts ist der Demuth gleich; sie ist die Mutter, die Wurzel, die Pflegerin von allem Guten. „Willst du, sagt der hl. Augustin das Gebäude der Frömmigkeit hoch in dir aufbauen, so denke vor allem daran, hinabzusteigen und einen tiefen Grund zu graben durch die Demuth, auf welcher du dann die Frömmigkeit aufbauen kannst. Und je höher du dann das Gebäude der Frömmigkeit aufbauen willst, desto tiefer muß auch der Grund der Demuth sein.“ Was der hl. Augustin sagt, das ist eine tief psychologische Wahrheit. Der Satan war ein Engel und er hat sich erhöht, er wollte Gott gleich sein. Was geschah? Er ist mehr als alle erniedrigt worden, er ist in den Abgrund der Hölle gestürzt worden. Der hl. Paulus war ein Mensch und er hat sich

selbst verdemüthigt, hat sich stets an seine früheren Sünden erinnert und sich den größten von allen Sündern genannt. Und was geschah? Er wurde bis in den dritten Himmel entrückt.

Der Rosenkranz gießt in unsere Seele Muth. Christi Kraft ist Gottes Kraft, allmächtig, ewig. Der an der eigenen Kraft verzweifelt und fest auf den Herrn vertraut, in dem kann er wirken. Darum sind des Apostels Worte sehr begründet, daß er nichts von und für sich sei, sondern alles allein durch den Herrn. Er rühmt sich seiner Schwachheit nur insofern, als sie es dem Herrn ermöglicht, stark in ihm zu sein; eigentlich rühmt er sich des Herrn, der in seiner Schwachheit mächtig ist. Der ist der Halt seines Lebens. „Herr, hilf mir!“ — das ist Muth. Mitten in der Finsterniß, über alle Hindernisse, die unsichtbare Hand ergreifen, das ist Helbemuth. Mit Muth bewaffnet, durch Demuth geschützt, das ist das Geheimnis des Sieges im Glaubenskampf des Christen. Von Demuth zu Muth, von Muth zu Demuth. Von der Wurzel zum Stamm, vom Stamm zur Krone. So steigen die göttlichen Säfte, so reifet die köstliche Frucht. Dagegen Traurigkeit, Muthlosigkeit, diese Dünste kommen von unten, von der Erde, von dem Menschengeiste und aus der Hölle.

Der Rosenkranz pflanzt in uns den Geist des Eifers, den Geist der Heiligkeit. Er gießt in unser ganzes Wesen einen Hauch der Heiligkeit. Er gewöhnt uns an Gehorsam. Der Gehorsam ist das Prinzip der Ordnung, der Geist des Gehorsams ist eine Nachahmung Jesu Christi. Wir sollen unserem eigenen Willen mißtrauen, unser eigener Wille kann uns zum Untergang bringen, der Weg des Gehorsams führt zum Ziel.

Lasset uns das, was das Gebet vermag, an einem Heiligen betrachten! Die Festung Castelnovo befehligte einst ein junger Kriegsheld und vertheidigte sie mit vielem Muth gegen die kaiserlichen Truppen. Doch die Uebermacht war zu groß, die Festung wurde erstürmt und der Kommandant ward gefangen. Mit eisernen Ketten an Händen und Füßen gebunden, warf man ihn in einen finstern, ekelhaf-

ten Kerker. Die strenge Haft bringt den jungen Mann zum Gebet, das bisher nicht seine Lieblingsbeschäftigung war. Er verspricht Mariä eine Wallfahrt, und was noch mehr ist, er gelobt ihr, ein besseres Leben, als sein früheres, lockeres war, zu führen.

Siehe, Maria erscheint ihm und winkt ihm, zu folgen. Mitten durch die feindlichen Truppen hindurch führt sie ihn samt seinen Fesseln und verläßt ihn erst, als er in Sicherheit ist. Er aber pilgert mit den Ketten nach Treviso, hängt am Gnadenaltare dieselben auf, entsagt dem Soldatenstande, widmet sich in seiner Vaterstadt Venedig nur Werken der Frömmigkeit und der Nächstenliebe, wird besonders Vater aller armen Waisenfinder. Es ist der hl. Hieronymus Nemilianus, welchen die Kirche als heil. Ordensstifter ehrt. Ihm ward Maria Wegweiserin aus tiefem, schmutzigem Kerker zur Freiheit der Gnade, zur Größe der Tugend, zur Vollkommenheit und Seligkeit im Himmel.

Das Warten des Menschen ist so alt, als die Welt. Schon Adam wartete auf den verheißenen Schlangentreter, Lamech auf den Tröster, der sterbende Jakob auf das Heil Gottes, David harrete des Herrn und wartete auf ihn von einer Morgenwache bis zur andern. Simeon wartete auf den Trost Israels. Wie lange haben die frommen Väter des Alten Bundes warten müssen von Geschlecht zu Geschlecht, bis die Weissagungen Gottes auf den kommenden Heiland Erfüllung geworden sind :

Aber was lange währt, wird gut. Die Gabe des Herrn ist des Harrens werth. Nur wer bis ans Ende beharrt, der wird selig werden. Wir müssen beten ohne Unterlaß und warten ohne Unteclaß. Wenn wir klug sind, so sorgen wir für unsere längste und letzte Zukunft. Paulus erinnert die Korinther an die Spiele, die in ihrer Nähe auf dem Isthmus veranstaltet wurden. Dort erreicht nicht jeder, der den Anlauf mit nimmt, seinen Zweck. Viele ernten Schande statt der gehofften Ehre. So ist's auch im geistlichen Lauf nicht mit einem guten Vorsatz und einer zeitweisen Ausführung desselben gethan, nicht genügt es, ein oder das andere Mal Ernst machen zu wollen mit der Nachfolge Christi, sondern wir sollen unsere

Treue gegen den Herrn im vollen Maße erweisen.

Marienherzen lieben Jesum treu. Es sind solche, die einen wunderbaren Zug zur Ewigkeit in sich tragen, ein Verlangen nach dem Göttlichen. Sie sind für die Eitelkeiten der Welt zu hoch geboren, und doch so demüthig, daß sie sich für nichts achten. Ihr Adel ist: Ich bin eine Magd des Herrn. Das ist die rechte Vornehmheit, die der Aermste besitzen kann: zu hoch sein für das nichtige Treiben der Welt, zu adelig für den Schmutz der Lüste, zu gut für die Noheit dieser Welt. Solche sind mit größter Wahrheit hochgeborener als die Fürsten der Erde. Marienseelen bewahren göttliche Gedanken, sie senken sie tief ins Herz, wie der Anker in den Meeresgrund gesenkt wird; sie bewegen sich, wie man Kleinodien nach allen Seiten schimmern läßt. Sie halten an im Gebet. Wer anhält im Gebet, widmet diesem Geschäft nicht nur seine besondere Zeiten, sondern bringt alle Zeit in Gottes heiliger Gegenwart zu, gute und böse Tage, Einsamkeit und Gesellschaft, Arbeit und Erholung, unter Freunden und Feinden des Gebetes. Wer anhält im Gebet, der ist zufrieden und geduldig und demüthig. Und die Demuth ist die Wurzel und Krone aller andern Tugenden.

Der Rosenkranz mahnt uns, dem Herrn treu zu sein bis in den Tod. Wir können die Krone des Lebens nicht erringen ohne Jesus; wenn wir können ohne ihn den Weg des Lebens nicht finden, wir können ohne ihn denselben nicht innehalten ohne Verirren, wir können, von demselben verirrt, ohne ihn nicht wieder auf denselben zurückkehren. Bis in den Tod soll die Treue geübt werden, d. h. nie und nirgends soll sie aufhören. Die Gesinnung liebender Treue soll feststehen unverrückt: unter allen Umständen, im Kleinen wie im großen, in allen Lagen des Lebens, am guten Tage wie am bösen, bis in den Tod. Der Gedanke an den Herrn, sein Bild soll uns allenthalb hin begleiten.

Lieber todt als untreu! — das sei unser Wahlspruch. Christus, vor dem die Höchsten und Mächtigsten der Erde, vor dem Kaiser und Könige noch am Abend ihres Lebens demüthig

ihre Krone niederlegen, dieser Jesus Christus ist unser Meister geworden und hat uns zu seinen Jüngern gemacht. Mit ihm sollen wir in einem lebendigen Herzensverkehr stehen, ihm alles sagend, alles klagen, in jeder Ungewißheit ihn fragend, in jeder Noth ihn anrufend. Unter seinen Christuswillen sollen wir unsern eigenen Willen beugen; der freie Wille des Menschen soll damit nicht aufgehoben, nein, er soll zu seinem Ideal geführt werden, das heißt zu der vollen Einigung mit dem heiligen Christuswillen. Wir sollen uns anlehnen an die absolute Autorität Christi. Das ist ja doch eine Erfahrungsthatsache: Wo irgend ein Mensch mit Hilfe Gottes und seines heiligen Geistes es zum unerschütterlichen Grundsatz seines Lebens gemacht hat, nur zu handeln, wie Christus gehandelt hat, nur gesinnt zu werden, wie Christus gesinnt war, da ist er ein in sich glücklicher und seliger Mensch.

So ist der Rosenkranz eine Jakobsleiter. Er giebt dem Leben die rechte Grundlage: die Liebe zu Jesus. Dies Verhältniß ist sehr eng,

faum läßt sich ein engeres denken. Es ist unzertrennlich: wird es zerrissen, so ist das Betrocknen und Sterben der Neben die unvermeidliche Folge. Es ist sehr segensreich: wie lieblich sind die Neben, wie labend und erquickend die Trauben! Der Rosenkranz giebt dem Leben den rechten Geist: die Liebe; den rechten Kitt: Gottseligkeit, kirchlichen Sinn und Hausandacht; den rechten Segen: inneres Wachstum an christlichen Tugenden und äußeres Wohlergehen, auch unter'm Kreuz; endlich die Vollendung und die Krone des Lebens.

Ergreifet denn diese Himmelsleiter!

Betet gerne den Rosenkranz! Das heißt recht denken an die Heimat des Menschengeistes, das heißt fleißig Briefe hinaufgehen lassen im Geleitsumgang mit Gott und dem Heiland; ist ja doch jedes rechte Gebet und so auch und besonders der Rosenkranz eine Himmelfahrt der Seele. Den Rosenkranz beten, das sind Himmelfahrtsgedanken, Himmelfahrtsgeschäfte.

---

Der Rosenkranz ist das lustige Saitenspiel, der neue Lobgesang Mariä der Mutter Gottes. Hat ja doch der Gruß Ave, den wir so oft im Rosenkranz wiederholen, das allgemeine Wes in Freude und Wonne verkehrt. Durch diesen Gruß sind die Dornen des Fluches in pure, lautere Rosen verkehrt worden. Man hat diese Rosen in keinem einzigen Garten der ganzen Welt gefunden, bis endlich der himmlische Gärtner Gabriel diese Rosen aus dem himmlischen Paradies in den Garten Mariä versetzt hat.

Was wunder, wenn das Herz Mariä erfreut wird, so oft aus diesem Jammerthal der Englische Gruß zu ihr in den Himmel hinaufsteigt! Der Engelsgruß klingt ihr immer lieblich in den Ohren; Maria freut sich jedesmal innig, wenn auch nur ein armseliger Mensch diesen Gruß ihr darbringt. Diesen Gruß zu vernehmen, ist das heiße Verlangen Mariä. Dieser Gruß enthält mehr Geheimnisse, als in demselben Worte, ja mehr als

darin Buchstaben vorkommen. Von der heil. Mechtildis erzählt Johannes Landsberg: Als sie einst an einem Sonntage die hl. Messe zu Ehren Unserer Lieben Frau anhörte und der Priester den Introitus zu beten anfang: „Salve sancta parens!“ — „Sei gegrüßt, heilige Mutter!“ — da habe die hl. Mechtildis inbrünstig zu Maria geseht, sie möge ihr doch kundthun, auf welche Weise sie am liebsten sich grüßen lasse. Siehe, da erschien ihr Maria, an deren Brust mit goldenen Buchstaben der Englische Gruß geschrieben stand, und sprach: „Keiner der Sterblichen hat bis jetzt die Vollkommenheit dieses Grußes ergründet.“ Gewiß kann kein Mensch Maria besser grüßen, als es die Heiligste Dreifaltigkeit durch den Erzengel Gabriel gethan hat; denn wie der hl. Petrus Damiani sagt, „ist in diesem Gruße die Menschwerdung Gottes, die Erlösung der Menschen und die Erneuerung der Welt enthalten.“



## Das Concil von Konstanz.

Von Very Rev. Pius H. Mayer, O. C. C.

**I**m Laufe der Jahrhunderte hatte die katholische Kirche Stürme von Innen und Außen zu bestehen, und obwohl die von Staatsgewalten herührenden Verfolgungen mehr zu schrecken pflügen, sind doch die in eigenen Schoosse quellenden Umwälzungen für den Fortbestand und die gedeihliche Entwicklung der Kirche Gottes viel gefahrvoller und störender.

Die Geschichte der allgemeinen Kirchenversammlungen ist in Wirklichkeit eine Geschichte der Irrlehren, denn die Entstehung und Ausbreitung einer neuen Irrlehre bildete meistens die Veranlassung und den Hauptinhalt des Conciles. Und dabei handelte es sich keineswegs um bloße scholastische Zänkereien, oder um Nichtigstellung von verkehrten Ansichten, sondern um das Seelenheil von Millionen Abtrünniger, ja um den Bestand der Kirche und ihres Lehrgebäudes selbst. Sagt ja schon der hl. Hieronymus, daß der Erdkreis sich gewundert habe arianisch geworden zu sein. Jedoch handelt es sich hier um ausgesprochene Gegner, denn nur die Wahl zwischen Unterwerfung oder Ausstoßung aus der Kirchengemeinschaft blieb.

Das Ende des vierzehnten und der Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts brachten aber Schwierigkeiten innerhalb der Kirche, die unüberwindbar schienen, und in ihren Folgen Glauben und Sitten mehr zerrütteten, als eine Irrlehre, und dadurch der sogenannte Reformation des sechzehnten Jahrhunderts in ausgiebiger Weise vorarbeiteten.

Die Schwierigkeiten begannen mit Urban VI., der am 19. April 1278 von 16 Cardinälen zum Papste erwählt worden war, sich aber den Wählern gegenüber so herrschsüchtig und beleidigend verhielt, daß fünfzehn derselben schon fünf Monate nach der Wahl sich durch die Flucht seiner Botmäßigkeit entzogen, seine Wahl als durch Bestechung und Psrün-

denschacher erschlichen für ungültig erklärten, und Robert von Genf als Clemens VII. am 21. September 1378 zum Papste erwählten.

Urban VI. ernannte neue Cardinäle statt der von ihm abgefallenen, und Clemens VII. vermehrte die Zahl seiner Anhänger. Die katholische Welt war in zwei Lager gespalten, einzelne Nationen erkannten den einen, andere den andern Papst an, und Keiner konnte mit absoluter Gewißheit den rechtmäßigen Papst bezeichnen. Beide Widerparte suchten im gegenseitigen Lager Anhänger zu gewinnen und benutzten dazu sehr zweifelhafte Mittel. Auch die religiösen Orden dieser Zeit wurden in die Händel verwickelt, und so ein Geist der Auflehnung verbunden mit Lockerung der Disciplin in die Klöster getragen, und weltliche Fürsten benützten die Sachlage, um unter Androhung der Gehorsamsverweigerung bedenkliche Zugeständnisse und Freiheiten zu erzwingen.

Das päpstliche Ansehen wurde schwer geschädigt — zum Unheile der Welt.

Nach dem Tode Urbans wählten die Cardinäle seiner Obepienz im Jahre 1389 Bonifaz IX., in 1404. Innocenz VII. und in 1406, Gregor XII., während die Cardinäle Clemens VII. nach seinem Tode am 28. September 1394 den Cardinal Peter de Luna als Benedict XIII. zum Gegenpapste wählten.

Die Spaltung hatte 30 Jahre gedauert, die Verwirrung war heillos geworden, und reblich Denkende warfen die hange Frage auf, ob das Ende und die Zerstörung der Kirche herannahe, aber Niemand schien einen zufriedenstellenden Ausweg zu finden. Da vereinigten sich eine Anzahl von Cardinälen beider Obepienzen, und schrieben ein allgemeines Concil aus, das sich zur Beseitigung der Kirchenspaltung in Pisa versammeln sollte. Der Kaiser und ein großer Theil der Fürsten waren dem Plane freundlich gesinnt, und bedachten nicht, daß ein recht-

mäßiges Concil ohne Papst eine Unmöglichkeit ist, weil es eine Heerde ohne Hirten vorstellt, und deshalb außer Standes ist, Gältiges und Bindendes zu beschließen. Keiner der beiden Päpste berief oder anerkannte das Concil, das sich dadurch lächerlich machte, daß es beide Päpste vor sein Forum citirte und zur Resignation unter Androhung der Absetzung aufforderte.

Nach vergeblichem Warten wählten die in Pisa anwesenden Cardinäle am 26. Juni 1409 zum Papste den Peter Filargo, welcher sich Alexander V. nannte, und nach seinem bald erfolgten Tode wurde am 17. Juni 1410 Balthasar Cosja als Johann XXIII. gewählt, während Gregor XII. und Benedict XIII. abgesetzt erklärt wurden.

Wirklich anerkannte der größere Theil der katholischen Christenheit Johann XXIII. als Papst, jedoch nicht Alle, und folglich hatten die Pisaner, statt das Schisma zu heben, die Verwirrung vermehrt, und an Stelle von zwei Päpsten waren drei getreten.

Welcher Papst war der wahre? Die Kirche hat sich darüber nicht ausgesprochen. Der hl. Antonius, Erzbischof von Florenz, sagt: Obgleich wir gehalten sind zu glauben, daß gleichwie nur Eine Kirche ist, es nur Einen Hirten gibt, so scheint doch, falls ein Schisma eintritt, nicht nothwendig, zu glauben, der eine sei canonischer, als der andere gewählt.

Aber gerade die Unsicherheit, die so groß war, daß selbst Heilige, wenigstens zeitweise sich dem wahrscheinlich unächten Papste anschlossen, wie der hl. Vincenz Ferrer, ließ das Verlangen nach Klärung und unzweifelhafter Einheit in der Kirchenregierung so kräftig werden, daß die weltlichen Häupter sowie Bischöfe, Aebte und Universitäten alle Hebel ansetzten, um eine allgemeine, canonisch berufene Kirchenversammlung zu Stand zu bringen. Wie aber sollte es geschehen, wenn nicht alle Päpste zusammenwirkten, und das Concil beriefen? Dies war kaum zu erwarten, und doch der einzige richtige Ausweg. Kirchlich gesinnte, den Zustand der Kirche tief beklagende namhafte Gelehrte wie D'Willly und Gerson suchten einen Weg, der in sich selbst der Verfassung der

Kirche entgegengesetzt und häretisch war, sie verteidigten die Superiorität einer Kirchenversammlung über den Papst, und das Recht derselben, den Papst abzusetzen.

Auf solchem Boden konnten nur Pilze sprießen, und die Lebensweise des Clerus, die seinem Amte so wenig entsprechende Tracht, die Leppigkeit im Essen und Trinken, die Vernachlässigung des Volkes, beginnender Zerfall der Klosterzucht zeigen nur zu grell die furchtbaren Folgen der „Papstlosen, der schrecklichen Zeit.“

Kaiser Sigismund, dem das Wohl der Kirche aufrichtig am Herzen lag, vermochte nach langen Verhandlungen mit Johann XXIII. ein allgemeines Concil nach Kostniz (Konstanz,) zu berufen, und zugleich seine Resignation zu versprechen, falls die andern zwei Päpste ein Gleiches thäten. Am 9. Dezember 1413 erließ er von Lodi aus die Berufungsbulle auf den 1. November 1414 und verließ selbst am 1. October 1414 Italien, um persönlich, wenn auch gegen seinen Willen, das Concil zu eröffnen. Am 27. desselben Monats kam er in Kreuzlingen bei Konstanz an, und soll beim ersten Anblick Konstanzes ausgerufen haben: „Ah, ist dies die Falle, in der man die Füchse fängt.“

Ueber 150,000 Fremde hatten sich eingefunden, um das seltene Schauspiel zu genießen, denn die Versammlung diente dem doppelten Zwecke eines Concils und Reichstages, und neben der Frage der Papstwahl war die Häresie des Hus und die Reformation der Kirche zu verhandeln.

Bei der Eröffnungsitzung wurde der Beschluß gefaßt, das Kostnizer Concil als Fortsetzung des pisanischen zu behandeln; damit war Johann XXIII. als rechtmäßiger Papst anerkannt. Als aber Gregor XII. den Cardinal Johann Dominici als seinen Stellvertreter sandte, schlug die Stimmung allmählig um, und trotz des Widerstandes des italienischen Clerus wurden beide Päpste als gleichberechtigt anerkannt, und am 4. Januar 1415 wurde beschloffen, die Abgesandten Gregors und Benedicts XIII. als päpstliche Legaten zu empfangen.

Um der italienischen Opposition die Spitze

abzubrechen, wurde ein Abstimmungsmodus vorgeschlagen und angenommen, der bis dahin in der Kirche unerhört war; es sollte nicht nach Individuen, sondern nach Nationen abgestimmt werden und jede Nation eine Stimme haben. Zugleich verlangte das Concil die Resignation der drei Päpste als den besten Weg zur Herstellung der Einheit.

Die Gesandten Benedict's XIII. ließen sich auf Nichts ein, sondern erbaten nur eine Zusammenkunft des Kaisers mit ihrem Papste in Nizza. Johann XXIII., dem es mit der versprochenen Abdankung niemals Ernst gewesen war, floh als Stallknecht verkleidet aus Konstanz, um einer gründlichen Untersuchung der gegen ihn vorgebrachter Anklagen aus dem Wege zu gehen. Gregor XII. hatte seine Resignation angeboten unter der Bedingung des gleichzeitigen Rücktritts der Andern.

Die deutsche, englische und französische Nation einigten sich über vier Artikel, von denen die ersten zwei den Vorrang eines Concils über den Papst aussprachen, und den Papst dem Urtheile des Concils unterwarfen, alle von ihm verhängten Strafen seit Eröffnung des Concils für ungültig erklärten.

Johann XXIII. floh von Schaffhausen, wohin er sich zuerst gewendet hatte, nach Laufenburg, sodann Freiburg, Breisach und Neuenburg, wurde aber gefangen und als Staatsgefangener zurückgebracht, ebenso seine ihm gefolgten Beamten. Das über seine Flucht erbitterte Concil ging schonungslos gegen ihn vor, und am 29. Mai 1415 wurde er als Gegner der Einheit der Kirche, als Simonist und wegen persönlicher Vergehen abgesetzt und seine Anhänger von ihrem Treue-Eide dispensirt.

Gregor XII. hatte durch eine Bulle vom 15. Mai seine Bereitwilligkeit zur Abdankung erklärt, die Konstanzer Synode anerkannt, soweit sie von Sigismund berufen sei, und unter der Voraussetzung, daß sie zu Balthasar Cossa keine Beziehungen mehr habe. Am 4. Juli 1415 in der 14. Sitzung wurde sodann durch den Fürsten Malatesta von Rimini und den Cardinal von Ragusa die for-

melle Berufung des Concils von Seiten Gregors, die Anerkennung desselben als ein allgemeines Concil und seine Abdankung als Papst formell ausgesprochen. Eine zweite Urkunde stellte die Vereinigung der beiden Obedienzen Gregor's und Johann's fest.

Was Benedict XIII. betrifft, so blieb derselbe hartnäckig, obwohl er schließlich nur noch zwei Cardinäle hatte und erklärte Beniscola (seinen Wohnsitz) als die wahre Kirche und Arche Noe's. Aber in Folge eines zu Narbonne am 13. Dezember 1415 geschlossenen Vertrages fielen Spanier und Schottländer von ihm ab und anerkannten das Concil von Konstanz, welches nach vergeblicher Citation Benedict's am 10. März 1417 die Absetzung über ihn aussprach, obwohl die gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen keineswegs erwiesen waren.

So waren die drei Päpste beseitigt, und am 11. November 1417 wurde der fromme, gelehrte und milde Cardinal Otto Colonna zum Papste gewählt und nannte sich Martin V. Er zeigte sich den Reformationsbestrebungen gegenüber sehr zurückhaltend, verschob eine durchgreifende Reform auf ein späteres Concil und löste das Konstanzer auf am 22. April 1418 nach beinahe vierjähriger Dauer.

Dies ist in Kürze der Verlauf des Konstanzer Concils, soweit es sich auf die Papstwahl bezog. Hier entstehen nun die Fragen: 1. Ist das Concil als ein allgemeines anzuerkennen? 2. Hatte dasselbe das Recht, die drei Päpste in der oben angeführten Weise zu beseitigen oder ist Martin V. nur als Gegenpapst zu betrachten? 3. Sind seine Beschlüsse von der Kirche zu acceptiren?

Was die erste Frage betrifft, so war es stets feste Regel in der Kirche, daß nur eine von dem Papste berufene und von ihm persönlich oder durch Stellvertreter geleitete Kirchenversammlung als eine die ganze Kirche repräsentirende, allgemein anerkannt wurde. Nun wurde das Concil zwar von Johann XXIII. berufen, der Anfangs auch den Vorsitz führte, aber die Schwierigkeit besteht darin, daß Johann nicht allgemein als Papst anerkannt wurde. Daß Kaiser Sigismund mitwirkte und

das Concil zahlreich besucht wurde, beseitigt die Schwierigkeit keineswegs, denn der Grundsatz: *Ubi Petrus, ibi ecclesia*, „Wo Petrus ist, da ist die Kirche“ verbietet uns Etwas ohne die Initiation und folgende Genehmigung des Papstes Geschehenes als für die Kirche verbindlich und ächt anzuerkennen.

Gregor XII. berief und anerkannte das Concil ebenfalls, aber erst am 15. Mai 1415, sechs Monate nach Eröffnung der Synode. Benedict XIII. persönlich anerkannte das Concil niemals, seine Obedienz dagegen versiel auf das Auskunftsmittel der gegenseitigen Einladung zwischen ihm und den Konstanzern zum Concil. Diese Einladung erging am 13. Dezember 1415, also mehr als ein Jahr nach der Concils-Eröffnung und Benedicts Obedienz hatte kein Recht, in seinem Namen zu handeln, oder ihn zum Beitritt zu zwingen.

Da nun Johann kein unbezweifeltes Recht zur Concilberufung hatte, so ist das Concil selbst ein zweifelhaftes und kann als allgemeines nur dann und nur in soweit anerkannt werden, als es später von einem unzweifelhaft ächten Papste bestätigt und verkündet wurde.

Die zweite Frage hängt also mit der ersten aufs innigste zusammen. Welcher Papst war der ächte? Der Knotenpunkt der Frage ist die Wahl Urbans VI. Die von ihm geflohenen Cardinäle machten zur Entschuldigung ihres Schrittes bei der Wahl Clemens VII. die Ungültigkeit der Wahl Urbans geltend. Allein die gegen ihn vorgebrachten Klagen wurden niemals gerichtlich untersucht und bewiesen. Eine solche Untersuchung war auch unmöglich, da der Papst keinen Richter auf Erden hat, und nur sem Fall in notorische Kezerei seine Entfernung möglich machen würde, dadurch, daß das gläubige Volk ihm nicht länger folgen könnte. Häresie war aber nicht gegen Urban vorgebracht.

Deßhalb will es uns scheinen, daß Urban der rechte Papst war und trotz der Wahl Clemens VII. blieb. Ist dies aber der Fall, so war sein in direkter Linie ihm folgender Gregor XII. ebenfalls der wahre Papst, und der Nachfolger Clemens, Benedict XIII. hatte

kein Recht auf den Papsttitel, noch die päpstliche Gewalt.

Betreffs der Wahl Johans XXIII. wird geltend gemacht, daß bei der Erledigung des päpstlichen Stuhles den Cardinälen eine Neuwahl zustand, und da bei dieser Wahl Cardinäle sowohl von Gregor's als von Benedict's Seite zusammen wirkten, so erschien diese Wahl einem großen Theile des katholischen Erbkreises als die einzig mögliche Lösung der verwickelten Frage. Dabei wurde aber ganz übersehen, daß der päpstliche Stuhl nicht erledigt war. Gregor und Benedict konnten nicht Beide wahre Päpste sein, aber Einer von Beiden war nothwendig der wahre Papst, und die Frage war: *Welcher?* Diejenigen, welche sich weigerten Johann anzuerkennen handelten deshalb ganz folgerichtig, abgesehen von seinen persönlichen Eigenschaften, die ihn keineswegs empfehlen konnten.

So war diese Frage eine so verwickelte, unlösbar geworden, daß nur Alexanders Schwert den gordischen Knoten durchhauen konnte. Hatte aber das Concil ein Recht dazu?

Nach kirchlichen Grundsätzen kann nur ein unzweifelhafter Oberer die Rechte eines Obern beanspruchen, und den Pflichten desselben genügen. Sobald der Obere zweifelhaft wird, ist Alles damit Verbundene ebenfalls zweifelhaft und deshalb nicht verpflichtend. Johann und Gregor hatten das Concil berufen und dann abgedankt. Benedict XIII. verblieb hartnäckig, aber schon der winzig kleine Theil der Kirche, der ihm angehangen hatte, zeigte, daß der weitaus größte Theil ihn nicht als rechtmäßigen Papst betrachtete, und nachdem in Folge des Vertrages von Narbonne selbst seine bisherigen Anhänger sich von ihm losgesagt hatten, stand er gegen die ganze Kirche allein, und konnte deshalb auf die Einigung der Kirche nicht störend eingreifen. Zwei Päpste hatten ihrer Würde entsagt, der Dritte hatte keinen Anhang und die in Konstanz vereinten Cardinäle konnten mit Recht den päpstlichen Stuhl als erledigt betrachten und zu einer Neuwahl schreiten. Faktisch wurde Martin V. stets als rechtmäßiger Papst erkannt.

Die Art und Weise, wie das Concil Anfangs

mit den Päpsten verfuhr, läßt sich nicht rechtfertigen, aber die Sachlage war nach Abdankung der Zwei eine veränderte. War Gregor XII. der achte Papst, so wurde das Konstanzer Concil durch seine Einberufungsbulle zu einem öcumenischen, es konnte die Abdankung des Papstes entgegen nehmen und darauf zur Neuwahl schreiten.

Betreffs der dritten Frage, ob die Beschlüsse dieses Concils für die Kirche bindend sind, gilt der allgemeine Grundsatz, daß kein Beschluß irgend eines Conciles bindet, bis der Papst ihn bestätigt und formell veröffentlicht hat. Dem Papst hat je die Beschlüsse dieses Concils im Großen und Ganzen bestätigt, sondern nur einzeln, wie z. B. die Verdamnung der hussitischen Irrlehre veröffentlicht. In Folge dessen hat das Konstanzer Concil als solches keine Geltung, und die Beschlüsse betreffend das Verhältniß eines Concils zum Papste wurden in-

direkt vom Apostolischen Stuhle verurtheilt, weil der Papst die übrigen Beschlüsse nur approbirte „unbeschadet der Vorrechte des apostolischen Stuhles.“

Der Kirche feindlich gesinnte Staatsregierungen und katholische Gelehrte haben von jeher dieses Concil mit besonderer Vorliebe citirt, es bot dem Gallikanismus seine kräftigste Stütze, und auch die Liberalen liebäugeln mit dem Zugeständniß, das das Concil der Nationalität machte. Dieses Zugeständniß kam einer Verwerfung des universalen Charakters der Kirche gleich, und leistete den beliebten Nationalkirchen bedeutenden Vorschub. In gut katholischen Kreisen geschieht dieser Kirchenversammlung kaum Erwähnung, und wenn man sich desselben erinnert, geschieht es bloß, um Gott zu bitten, daß er eine Wiederholung dieser traurigen Episode unmöglich mache.

Der hl. Ludwig Bertrand aus Valencia in Spanien, der Apostel Amerikas genannt, bewirkte unzählige Befehrungen nicht allein dadurch, daß er mit seinen Predigten strenge Bußübungen verband, sondern besonders durch seine große Verehrung des hl. Rosenkranzes. Wohin auch immer er seine Schritte lenkte, überall erschien er mit dem Rosenkranze in der Hand, und mit diesem wirksamsten Mittel bekehrte er zahlreiche Sünder. Gott selbst begleitete seine Predigten mit erstaunlichen Wundern; denn so oft er in seiner Muttersprache redete, verstanden ihn dennoch seine Zuhörer, obgleich sie den verschiedensten Nationen und Sprachstämmen angehörten und oftmals aus den entlegensten Gegenden herbeigezogen waren. Die Hl. Jungfrau beschützte ihn hier im Leben und errettete ihn aus vielen Gefahren, holte ihn ab im Tode und vergalt ihm auf diese Weise den Eifer, den er in der Verbreitung des Rosenkranzes an den Tag gelegt hatte.

Von einem Bürger in Köln erzählt Casarius, daß derselbe ein besonderer Liebhaber des Englischen Grußes gewesen sei. Er hatte die

schöne Gewohnheit, so oft er allein war, zu Hause, auf der Gasse, im Rathause oder auf dem Kirchgange im Stillen das Ave Maria zu beten. Nach seinem Tode erschien er seinem Tochterkinde, einer Jungfrau, in einem hellglänzenden, schneeweißen Kleide und that ihr zu wissen, daß er durch den Englischen Gruß ein Kind der Seligkeit geworden. Zum Beweise dessen konnte die Jungfrau ganz deutlich den Englischen Gruß an den einzelnen Gliedern des Verklärten geschrieben sehen.

Wenn Christus der Mittelpunkt ist, um den sich die Jünglinge schaaren, das Haupt, dem die Glieder ihres Leibes, die Athemzüge ihres Geistes, die Pulsschläge ihres Herzens gehören; wenn Christus das leuchtende Ziel ihres Strebens ist: dann ist die Jugend ein Paradies. Das ist die Schönheit und der wunderbare Reiz, der sich über die Jugend breitet, daß sie noch nicht fertig ist, daß sie noch nichts sein, sondern werden und wachsen will. Ist sie rechter Art, so gleicht sie dem Frühling, in welchem man noch keine Früchte sucht, aber Knospen und Blüthen sieht man allenthalben, die eine zukünftige Frucht und Ernte verheißen.

# Die Fchajungfrau.

Eine Höhlen- und Seegeſchichte von P. Paul Mathieſ, S. J.

Alle Rechte vorbehalten.

## Erſtes Kapitel.



Milde Nordſtürme umheulen das einſame Frieſeneiland und treiben die rollende Brandung gegen die zackigen Klippen, daß der ſalzige Wiſch hoch auffährt an der ragenden Feſtſwand, und tauſendfältiger Donner aus den dunklen Schluchten des Geſteins hervorhallt. Regenschwere Wolkenmaſſen jagen mit unheimlicher Haſt über den Himmelsraum hin der ſahlen Sonnenscheibe zu, und werfen ſchwarze, geheimnißvolle Schatten auf die tiefgrünen Wogen der Nordſee. Die ganze Nacht ſchon dauert die Wuth der Winde, und immer noch wächſt der Sturm. Wohl liegt das Fiſcherdorf an der Oſtſeite des Feſtens vor dem Nordweſt geſchützt, aber der ſchmale ſandige Pfad, der bei ruhiger See hart unter der Klippe um die Inſel führt, iſt ganz von der Flut überſchennet. Wer ihn kühnen Fußes zu betreten wagie, würde bald von der Brandung erfaßt und gegen die Feſtmauer geſchleudert werden, um dann in jähem Sturz mit zerſchmetterten Gliedern in die dunkle Meerestiefe zu fahren. Auch kein Boot dürfte heute die Umfahrt ertrohen wollen . . . die Strömung erfaßte es mit gieriger Gewalt und zöge es in raſendem Tanze mit ſich fort, biß es an einer vorſpringenden Klippenkante zerſchellt . . . und doch ! . . . ja, kennen denn die tollkühnen Jünglinge nicht in dem Fiſcherboote die entſetzliche Gefahr nicht? Das heißt Gott verſuchen! Peilſchnell ſchießt das kleine Fahrzeug durch die ſchäumenden Wogen, obwohl das Segel biß oben gereißt iſt . . . jetzt gleitet es hinter dem langen Waſſerberg in die Tiefe, ſelbſt die Spitze des Maſtes iſt verſchwunden . . . es wird in dem Wellenthal auf die Klippen aufſchlagen, die heimtückiſch eben unter dem Waſſerſpiegel lauern . . . nein, da iſt es wieder . . . jetzt hoch oben auf der rieſigen Woge. Ein

ſchlanker junger Frieſe führt das Steuerruder ; mit ſeinen hellblonden Haaren ſpielt der feuchte Wind, denn der breitkrämpige Hut ward ihm längſt über Bord geführt. Das leichte geſtreifte Linnenhemd, das der kühne Schiffer über der dunklen wollenen Jacke trägt, iſt von den Regenböen und dem Sprühwaſſer der Sturzwellen ſchon ganz durchnäßt. Der Jüngling achtet aber nicht darauf. Seine blauen Augen ſchauen ruhigen Blickes bald prüfend auf das kleine, aber ſteifgeblähte Segel, bald auf die flüchtigen Wolken und ab und zu auch auf ſeinen Gefährten, der hart am Maſte auf dem Boden des Schiffeſ kauert, um ſo beſſer gegen Wind und Wetter geſchützt zu ſein.

„Du ſiegeſt da ſicher im Lee, wie die Seemöve in ihrem Feſtneſt,“ ertönte die klare Stimme des Steuermannes jetzt, „während ich hier naß und kalt werde wie ein Seehund. Wenn doch die Sonne wieder herauskäme!“

Der andere entgegnete ein wenig gereizt :

„Du ſelbſt wollteſt die tolle Fahrt, Niels, und ich kann kein Mitleid mit dir haben. Wenn nur etwas dabei herauskommt ; ich glaube noch immer nicht ſo recht an deine Geſchichte, denn, ſiehſt du . . .“

Er konnte nicht zu Ende reden, denn ein heftiger Windstoß legte das Boot mit einem plötzlichen Ruck auf die Seite, ſo daß die züſchende Fluth an der Seeſeite über die niedrige Verſchanzung floß und das Schiff, wie von einer gewaltigen Kraft gebannt, für einen Augenblick in ſeinem Laufe innezuhalten ſchien.

„Ziehe die Segel runter,“ ſchrie Niels, „mache ſchnell, Daw, ſonſt rennen wir auf den Mönch und ſind in wenigen Minuten verloren.“

Der Mönch war ein hoher, einſamer Feſten, von der Inſel ſelbſt um etwa drei Bootslängen getrennt, ſo daß man zwiſchen ihm und der Feſtſwand bei gutem Wetter ohne Gefahr hindurchſteuern konnte. Heute aber riß die Strömung

mung das schwache Fahrzeug mit sich fort, und selbst als Olaw mit gewandtem, kräftigem Griff die Taue gelöst hatte und das Segel vom Mast herabfauste, ließ sich der Lauf des Bootes nicht mehr hemmen und mit furchtbarer Sicherheit trieb es genau auf den jähren Felsen zu. Auch das Steuerruder versagte, es war auf Grund gestoßen und zerbrochen.

Olaw sprang vorn in den Steven, um mit dem starken eisernen Klüberbaum vielleicht dem verhängnisvollen Anprall eine andere Richtung zu geben, aber sein Gefährte rief ihm durch das Heulen des Sturmes und das Donnern der Brandung zu: „Wir sind in Gottes Hand! Es ist alles vorbei. Bete ein Vater unser, Olaw! Lebe wohl, wir sehen uns nicht wieder, wenn nicht die Jungfrau hilft!“

„Lebe wohl,“ tönte es gepreßt zurück, „ach, Niels, daß du auch zu dem Unheil riethest! Ich glaube nicht an deine Geschichte mit der Schatzjungfrau . . . ich war immer dagegen . . . bei diesem Wetter . . . und zwischen den Klippen . . . ach, Niels, meine gute Mutter . . . wer soll für sie sorgen . . . warum hilft uns nicht deine Jungfrau . . . Niels, hörst du? . . . Sie hat dich betrogen . . . es war doch ein Traum . . . Niels! Sie ist eine Hexe!“

Jetzt aber erhob der Angeredete seine Stimme noch lauter: „Sage, was du willst, aber lästere mir die Jungfrau nicht! Verstehst du mich, Olaw? Sie kann uns retten, dich und mich, wenn sie will! — Ich wollte dich glücklich machen und nun . . .“

„Ja, was war denn das?“ Der gefürchtete Felsen lag gar nicht mehr vor ihnen. Schnell aber sicher trieb das Boot zwischen dem Mönch und der Felswand dahin. Die Brandung schien sich zu legen, der Wind ließ nach und die Sonne zerriß die grauen Wolkenberge und sandte einen freundlichen Gruß auf die beiden geängstigten Schiffer hernieder.

„Hurra,“ rief Niels, „wir sind gerettet! Wir treiben gerade auf den schmalen Sandstreifen vor dem Fositesgatt zu. Olaw, das danken wir der Jungfrau! Wir können auf den Strand laufen und uns in der Höhle bergen.“

Olaw zitterte noch an allen Gliedern und starrte seinem Kameraden stumm ins Auge.

„Olaw, es ist ja das Gatt, das wir suchen, die Schatzhöhle,“ und er kletterte hurtig über die Taue und das Segel hinweg zu seinem Freunde, um ihn kräftig zu schütteln und ihn aus seiner Todesangst zu wecken.

„Was sagst du, Niels? Die . . . die . . . die Schatzhöhle?“

Niels fiel ihm um den Hals und rief auf's neue: „Die Fositeshöhle! Gewiß, sie ist es . . . siehst du wohl, die Jungfrau hat geholfen; o, ich wußte es!“

Olaw glaubte zu träumen — eben noch der sichere Tod, und jetzt: gerettet . . . und die Höhle, und der Schatz, und die Jungfrau! Alles tanzte vor seinen Augen, er fiel auf den Boden des Bootes und packte die Hand seines Freundes, der sich lachend zu ihm niederbeugte.

„Komm, Olaw, sei vernünftig, stehe auf und gib acht mit den Tauen! Wir laufen gleich auf den Strand . . . dann springen wir heraus und ziehen das Boot aufs Land . . . komm schnell . . . aber paß auf, daß dir die Bootsleine nicht aus der Hand gleitet.“

Wirklich ermannte sich Olaw. Er fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirne und sagte dumpf: „Also, in die Höhle!“

Dann schüttelte er den Kopf und bereitete sich mit Niels zu dem Sprunge an's Ufer. Das Wagnis gelang ihnen glücklich. Bald standen sie auf dem bröckeligen Ufergeröll und zogen das Boot auf's Trock'ne.

Es mußte ungefähr Hochwasser sein, denn die Fluth stieg nicht mehr.

„Während der Ebbe,“ sagte Niels, „suchen wir den Schatz; dann können wir uns noch etwas ausruhen, vielleicht in der Höhle selbst ein wenig schlafen, und mit dem nächsten Hochwasser kreuzen wir wieder heim — falls der Wind gegen Morgen nicht nach Osten geht. Uebrigens habe ich für alles gesorgt: wenn wir vom Wetter hier festgehalten werden, so ist in Schiffskasten Brot genug.“

Mit dieser Aussicht schien Olaw nicht einverstanden. Seine Laune war überhaupt recht schlecht. Er meinte: „Der alte Jasper wirz

dich übel empfangen, wenn du erst morgen heimkehrst . . .“

„O, was das betrifft: seit dem Tode meiner Eltern bekomme ich ohnehin mehr Schelten als Essen. Der Alte sehnt sich nicht nach mir.“

„Aber er muß allein seine Neze flicken.“

„Anke wird ihm helfen. Sie weiß von meinem Plan. Ich habe ihr alles gesagt. Von ihr habe ich überhaupt den ‚Spruch‘, den nur wenige kennen. Sie erfuhr ihn als Kind von ihrer Mutter . . . freilich wußte sie ihn nicht ganz, denn das Alter hat ihr Gedächtnis geschwächt.“

„Niels, du hast mir den Spruch noch gar nicht gesagt. Auch die Geschichte von der Jungfrau list du mir schuldig.“

„Ich erzähle sie dir droben in der Höhle. Laß uns jetzt die Zeit benutzen und hinaufklettern . . . ich sehe gerade über uns den Eingang. Uebrigens den Spruch magst du gleich hören . . . sage ihn mir nach, daß du ihn behältst . . .“

„Weß Dpfer rein  
Von der alten Schuld,  
Mag der Jungfrau Huld  
Versichert sein.“

„Weß Herz so klar  
Wie der Sonne Licht,  
Der verzage nicht  
In Todsgesfahr!“

Ja, der verzage nicht in Todsgesfahr—der, der . . . Dlaw, ich kann ihn nicht weiter . . . es ist doch merkwürdig! Gestern vor dem Einschlafen wußte ich noch alle Verse . . .

Es half dem guten Jungen nichts. Das Ende des Spruches wollte ihm nicht mehr einfallen, und so sprach er denn das, was er wußte, dem erstaunten Dlaw so lange vor, bis ihm dieser die paar Zeilen auch fix und fertig herzusagen konnte.

Dlaw meinte freilich, er verstehe kein Wort von dem Gelesenen, worauf ihm Niels höchst geheimnißvoll erklärte, das sei auch gar nicht nöthig, denn Anke habe gesagt, alles Alte und Heilige könne nur von sehr wenigen Menschenkindern begriffen werden. Dabei ließ er denn auch durchblicken, daß er selbst tiefer in den Sinn des räthselhaften Spruches eingedrungen sei.

„Weißt du,“ sagte er, „ich bin an einem Sonntage geboren.“

Dlaw's Laune war noch immer nicht die beste. Aber Niels mahnte, nicht länger zu zögern, und so kletterten die beiden Jünglinge bald die schräge Wand hinan, über der sie den Eingang der Höhle erblickten.

Bei hohem Wasserstande spülten die Wellen bis dort hinan, daher war das Gestein sehr weich und bröckelig, obendrein mit schlüpferigem Seetang bedeckt. Es war eine harte Arbeit, obschon sie kaum einige Meter emporzusteigen hatten. Dlaw keuchte und wetterte; die Seeleute sind so l e c h e Arbeit nicht gewohnt.

Niels sagte von Zeit zu Zeit: „Die Jungfrau hilft. Also vorwärts!“

Endlich waren sie oben, Niels zuerst.

„Hurra!“ rief er, und ein kurzes, dumpfes Echo gab ihm Antwort.

Der Eingang in die Höhle war aber wider Erwarten eng.

„Wir kommen nicht hinein,“ seufzte Dlaw, „das ist ja höchstens ein Lummeneest.“

„Wir kriechen.“

„Ja, wer weiß, wie lange wir auf dem Bauche rutschen können.“

„Vielleicht ist drinnen die Höhle höher.“

Dlaw schaute bedenklich in die dunkel gährende Oeffnung hinein. „Krieche du voran, Niels. Ich will warten. Wenn da etwas los ist, kannst du mich ja rufen. In dem dunklen Loche sind keine Schätze zu finden.“

Und er fing an, den Freund auszulachen. Der aber nahm die Sache sehr ernsthaft: Die blauen Augen spielten fast ins Graue und seine Miene wurde ganz drohend und finster, als er den Spötter anblickte.

„Niels, was hast du?“

Sie waren auf einem geräumigen Felsenvorsprung angelangt.

„Du beleidigst mich, wenn du das Vertrauen verlierst. Die Jungfrau hilft . . . sie hilft i m m e r. Verstehst du mich? Wenn du feige bist, kehre um! Nimm meinethwegen das Boot. Dann suche ich allein weiter. Aber nachher fällt auch nichts für dich ab, wenn ich den Schatz gefunden. Ich brauche d i c h nicht, i c h habe die Jungfrau. Weißt du, wer sie ist?“



Ich will dir hier sagen, was ich weiß. Ehedem unsere Insel christlich war, beteten unsere Väter zu den Göttern. . . du kennst ja den alten Opferstein auf dem Nordfel'en, wo jetzt die Kanonen stehen?

Dlaw nickte. Er war ganz still und bleich geworden.

„Nun gut,“ fuhr Niels fort, „dort brachten sie den Göttern Schafe und Hunde und viele Thiere, die wir jetzt gar nicht mehr kennen. Die Götter waren sehr mächtig und weise. Und thaten viel. . .“

„Böses,“ ergänzte Dlaw.

„Nein, was du davon verstehst! Einer war sehr gut und wohlthätig, besonders mit den Kranken und Armen. Man weiß aber den Namen des guten Gottes nicht genau; Anke meint, ihre Großmutter hätte ihn Is genannt. Und nun höre zu: die Jungfrau ist die Mutter des guten Gottes.“

Jetzt fing Dlaw wider alles Erwarten an zu lachen:

„Aber Niels, das ist ja unmöglich! Jungfrau nennen wir doch die unverheiratheten Frauen!“

„Einerlei,“ sagte der andere gereizt. „Ob du es glaubst oder nicht. Ich weiß meine Sache. Es ist vielleicht ein Geheimnis—aber wahr ist es. Also willst du weiter? oder nicht? Am Ende wird noch durch dein Zögern und deinen Unglauben mein ganzes Vorhaben zu nichte.“

„Niels, laß uns doch vernünftig. . .“

„Ja—oder nein? Ich warte nicht länger.“

Niels sah jetzt so drohend und entschlossen aus, daß Dlaw keinen Widerspruch wagte. Die friesischen Fischer sind ruhige, nachdenkliche Leute, aber sie wissen, was sie wollen, und lassen sich nicht leicht zu etwas bestimmen, das gegen ihren Kopf geht. Dlaw hatte seinen Gefährten aber zu lieb, um seinen Groll lange mitanzusehen zu können.

„Komm,“ sagte er, indem er seinen Arm um den Nacken des erzürnten Freundes schlang. „Wir sind Blutsbrüder: die müssen zueinander halten. Und wenn Hegen mit Fingern wie Summerscheeren da drinnen hausten. . . ich

krieche mit hinein. Aber sei mir wieder gut, Niels!“

Niels' Gesicht hellte sich zusehends auf. Die Sturmbräe war rasch vorübergezogen.

„Ich war dir nicht böse. Du bist mir ja der liebste Mensch auf der Welt. Es war nur wegen der Jungfrau. Versprich mir Dlaw, daß du nie wieder das Vertrauen verlieren wirst. Komm, wir wollen noch einmal den Vers sagen.“

Sie thaten es. Niels wußte auch jetzt den Schluß noch nicht zu ergänzen, aber er knieete zur großen Verwunderung Dlaw's nieder und betete: „Wer du bist, o Jungfrau und Mutter des guten Gottes, weiß ich nicht. Aber ich bitte dich, sei uns gnädig und mache uns glücklich und rein. Amen.“

„Nein?“ fragte der andere. „Was heißt das?“

„Ohne Sünde,“ erklärte Niels fest und bestimmt.

Dann suchte Niels nach den Wachskerzen, die ihm die Frau Pastorin für den Christbaum geschenkt hatte, die er aber damals nicht brauchte, weil Anke selbst bunte Lichter vom Festlande mitgebracht, als sie eine Brille kaufen mußte. Die Alte war mit knapper Noth wiedergekommen. Sie hätte sich in der großen Hafensstadt verirrt, wenn nicht ein friesischer Matrose sie zufällig erkannt und wieder auf's Schiff gebracht hätte. Warum gab man auch Niels nicht die Erlaubnis, die schwache Greisin zu begleiten? Der Junge erzählte die Geschichte hastig, und Dlaw gab ihm recht.

„Jetzt zünden wir in der Höhle unsere Kerzen an,“ schloß Niels. „Durch den engen Gang können wir uns ohne Licht nicht durchtasten.“

Und so ging es denn voran. Anfangs konnten die beiden jungen Fischer noch gehen, wenn sie den Oberkörper ziemlich weit vorbeugten, aber bald mußten sie auf den Knien rutschen. Das weiche Gestein bröckelte bei jeder Berührung rechts und links ab, ab und zu verspernte das Geröll ganz den Weg und dann mußten sie das Hinderniß erst vorsichtig zur Seite schaffen. Eine feuchte, kalte Luft

wachte ihnen entgegen und allmählich wurde das Dunkel unheimlich.

Olav fing wieder an zu protestieren.

„Es ist unsinnig, noch weiter zu arbeiten. Da ist vor uns kein Mensch hineingekrochen. Wie sollen wir da einen Schatz finden?“

„Ich weiß das besser, Olav. Bleibe du zurück, wenn du den Muth verlierst; ich gebe die Geschichte nicht auf. Entweder kommen wir an ein Ende des Ganges, oder irgendwo wieder ans Tageslicht.“

Dann ging es wieder unter Stillschweigen eine geraume Zeit vorwärts. Niels arbeitete viel schneller als Olav. Dieser hörte das Poltern der Steine bald in ziemlicher Entfernung; freilich drang der Schall in dem engen, dumpfen Raume nur wenige Schritte weit. Olav hielt plötzlich inne und lauschte. Kein Geräusch war mehr zu vernehmen.

„Niels!“

Keine Antwort.

„Niels? Wo bist du? Ist dir etwas passiert?“

Alles blieb still.

„Ni—i—i—i—iels!“

Es half nichts. Der Geruch war wie durch ein Wunder verschwunden. Olavs Herz fing an zu hämmern und zu pochen. Der Schweiß trat ihm auf die Stirne.

Er horchte abermals. Dann rief er mit aller Anstrengung:

„Niels! Niels! Niels!“

Seine eigene Stimme tönte schwer und klanglos an sein Ohr zurück. Sollte er umkehren? Aber sie waren gewiß schon eine gute halbe Stunde vorwärts gekrochen . . . oder täuschte ihn die Mühe und Arbeit über die Länge der Zeit? Und wenn er umkehrte, wo blieb dann Niels? Vielleicht war ihm ein Unglück zugefallen. Also weiterkriechen! Aber er hatte kein Licht bei sich. Auch nichts zu essen. Ein fürchterlicher Gedanke fuhr ihm durch den Kopf: Wir verhungern! Er fing wieder an zu weinen; die Nerven waren zu heftig angespannt. Auch fühlte er Blut an den Händen: die spitzen Wände hatten ihm die Haut aufgerissen. Wenn er doch wenigstens etwas sehen könnte!

„Ich kehre um . . . und hole Leute . . . wir suchen Niels . . . dann — —“

Doch pst! Was war denn das? Er hörte einen schwachen Laut aus der Richtung, in der sein Freund verschwunden war. „Still! Ja, gewiß, das ist Niels!“

Er rief abermals, aber der andere schien nichts zu hören.

„Ich glaube er singt! Ja, beim Himmel, was ist . . . Gott sei Dank, da ist Licht! Hurra, er hat eine Kerze angezündet.“

Wirklich bewegte sich in einiger Entfernung ein heller Punkt.

Nun vergaß der arme Junge seine blutenden Hände und kroch muthig weiter. Mit einem Male wurde der Stollen höher und der Boden ziemlich eben. Das Licht schien immer deutlicher. Da rief auch Niels: „Olav, schnell, schnell! Der Schatz! Die Jungfrau!“ und dann sang er das Lied:

Woh! Herze rein  
Von der alten Schulb,  
Mag der Jungfrau Hulb  
Verstärkt sein

Olav konnte fast aufrecht stehen. So gut seine erschöpften Kräfte es ihm erlaubten, antwortete er:

Woh! Herz so klar  
Wie der Sonne Licht,  
Der Verzage nicht  
In Lobsgefahr.

Und wiederum Niels:

Hat in Sturmes Drang  
Uns nicht Rettung bracht,  
Die den Drachen zwang  
Durch der Unschuld Macht?  
Durch — der Unschulds — Macht.

Das waren die verlorenen Verse! Sie waren ihm also wieder eingefallen.

„Niels, halt! Warte mit dem Lichte! Ich komme schon!“

Olav wollte schneller vorwärts eilen. Fast wäre er gefallen: er stolperte zwei oder drei Stufen hinab und — o Wunder — da knicete Niels vor einer großen alterthümlichen Kiste. Ueber derselben war eine Vertiefung in der Wand . . . und in dieser Nische stand eine weibliche Figur, aus hellem Stein, mit einem Kindelein auf den Armen und einer Krone auf dem Haupte. Hurra! Der Schatz und die heimnisvolle Jungfrau!

(Fortsetzung folgt.)

## Kleine Unterhaltung über den Wunderglauben.

Von Rev. P. G. Reichwein, O. C. C.



Auf dem Deck des Salondampfers, der die Passagiere von Niagara nach Toronto befördert, herrschte fast jeden Tag dieses Sommers ein reges Leben. Eine Sommertour nach Europa zu unternehmen, hielten viele Amerikaner nicht für gerathen. Hatten doch manche eine solche Angst vor den spanischen Kriegsschiffen, daß sie sich nicht einmal getrauten, den Sommer an der atlantischen Küste in Atlantic City oder Cape May zuzubringen. Statt dessen machten sie ihre Ferienreisen nach dem kühleren Norden, besonders nach dem schönen See Ontario; dort brauchte man sich doch wenigstens nicht zu ängstigen von spanischen Kriegsschiffen angehalten zu werden. An einem besonders heißen Julitage fand sich nun auch eine lustige Gesellschaft von Sommerfrischlern aus Pittsburg auf genanntem Schiffsdeck ein. Es waren überhaupt fast alle Stände unter den Passagieren vertreten. Selbstverständlich drehte sich das Gespräch bei den meisten Gruppen zuerst um den Krieg; die Morgenzeitung hatte auffallender Weise nur die gewöhnlichen alltäglichen Vorkommnisse zu berichten. Ein Pittsburger Advokat las mit ganz besonderem Interesse eine zwei Spalten lange Geschichte eines Wunders, den Bericht einer ganz auffallenden Heilung eines Krüppels, der von den erfahrensten Ärzten des Landes für unheilbar erklärt worden war. Ein junger Mann horchte ihm aufmerksam zu; schon beim Besteigen des Schiffes hatte er die Aufmerksamkeit der übrigen Passagiere auf sich zu lenken gewußt: denn er sah sehr bleich und elend aus, doch ertrug er sein schweres Leiden mit großer Fassung.

„Der ist auch ein Opfer des Krieges, der im Namen der Humanität geführt wird“ so hörte man im Kreise flüstern. „Er ist so

viel ich weiß aus dem Staate Ohio und die beiden Damen, die ihn begleiten, sind seine Mutter und seine einzige Schwester“ bemerkte eine andere junge Dame aus der Gesellschaft. Dr. Lingens aus N., ein Mann in den mittleren Jahren stehend, schien als Arzt ein besonderes Interesse an dem Kranken zu nehmen und nahm neben dem jungen Mann Platz. Er hatte bisher nicht viel mit irgend einem der Passagiere gesprochen; aber bald entspann sich zwischen ihm und dem Kranken ein sehr lebhaftes Gespräch. „Lieber Freund, Sie sind, wie ich höre, einer der Kämpfer vor Santiago“ begann er „und es freut mich außerordentlich Sie hier unter uns zu haben.“ Dürfte ich vielleicht Näheres von Ihnen über den Krieg hören?“ O gewiß, ich will Ihnen meine Erfahrungen, die ich diesen Sommer gemacht habe, gern mittheilen.“ Er richtete sich ein wenig auf und begann seine Erzählung. Dieses Schweigen herrschte nun auf einmal bei den übrigen Passagieren. „Sie wissen ja, mein Herr, welche Fluth von Kammergeschichten unsere Zeitungen über die Lage in Cuba berichten. Schon Jahre lang wurde von einigen Tagesblättern sehr viel über „Humanität“ gesprochen für die die grausamen Spanier so wenig Verständniß hätten. „Die armen Cubaner“ hieß es immer „werden von den Spaniern so arg bedrängt; dies sollten die Ver. Staaten nicht dulden, sondern den Unterdrückten eine gehörige Lektion geben.“ Durch die Hekereien dieser Art kam die Sache schließlich so weit, daß die Frage im Congreß zu Washington aufgebracht wurde, ob es nicht Zeit sei, den Bedrückungen und Schinderereien der Spanier gegen die Cubaner Halt zu gebieten oder nicht. Ich hatte leider keine Ahnung, daß es Leute geben könne, die in einem Kriege mit Spanien ihre Sonderinte-

reißen verfolgen könnten. Oft dachte ich mir, wenn das, was die Zeitungen berichten nur zur Hälfte wahr ist, so wäre Amerika gewiß gerechtfertigt mit bewaffneter Macht den Spaniern Gehalt zu gebieten. In jugendlichem Uebermuth ließ ich mich dann auch wirklich für die Freiwilligen-Armee anwerben, sobald der Krieg erklärt war. Ich war nun in Cuba, aber ich muß jetzt eingestehen, aus dem was ich in den Zeitungen gelesen hatte, stelle ich mir die Sache ganz anders vor als ich nun aus eigener Anschauung und Erfahrung kennen gelernt habe. Wenn auch nicht gerade Alles erlitten war, so war es doch sehr übertrieben. Unsere Landung war bald bewerkstelligt — und ein Ereigniß folgte dem andern auf dem Fuße. Wir hatten Schlimmes durchzumachen; unsere Regimenter litten furchterlich bei der Erstürmung von San Juan, El Caney und Siboney; an einem Punkte wäre fast die ganze Mannschaft umgekommen. An manchen Stellen konnten wir nur vereinzelt vorgehen; ich verirrte mich in dem Gebüsch und wurde von einer Kugel im Knie verwundet. „Aber der Schuß ins Bein war doch nicht so schlimm“ unterbrach ihn hier der Doktor. „Die Kugel allein hat mich auch nicht so zugerichtet“ entgegnete der junge Mann trocken. „Hitze, Hunger, Blutverlust und das sich kurz darauf einstellende Fieber hatten das ihrige dazu beigetragen. Wie ich Ihnen schon erzählte, war ich von meinem Regimente etwas abgekommen und wurde am Abend nicht gefunden. Ich versuchte aus dieser unheimlichen Gegend hinwegzukommen; zitternd und schwach erhob ich mich, doch meine schlatternden Kniee vermochten mich nicht zu tragen, ich sank erschöpft zusammen. Todtkrank und ohne jede menschliche Hilfe glaubte ich dem Fieber zu erliegen. Ich konnte nicht einschlafen, einmal weil mein armer ausgehungertes Magen nicht aufhören wollte zu knurren, dann auch weil die Wunde zu arg schmerzte. Die Nacht kam mir so lang, so schrecklich lang vor und es zeigte sich mir nicht die geringste Hoffnung.

Am folgenden Tag war ich sehr fieberhaft und die tollsten Träume durchschwirrten mein Gehirn; erst gegen Abend wußte ich meine Einbildungskraft etwas zu beherrschen und ich fürchtete, nun ich könnte hier vom Tode ereilt und sodann eine Beute der wegen ihrer Gefräßigkeit so überaus gefürchteten Geier werden. Da fing ich denn an aus vollem Herzen zu beten — und siehe, schon bald darauf erblickte ich einen Trupp amerikanischer Reiter und sie brachten mich auf den Verbandplatz. Kein Mensch vermag auch nur zu ahnen, was ich in den zwei letzten Tagen gelitten habe. — Schade, daß so viel edles amerikanisches und spanisches Blut dieser cubanischen Räuberhorde wegen vergossen wurde. Ich bin bereit den letzten Tropfen meines Herzblutes für das Vaterland zu opfern, aber es reut mich, auch nur einen Tropfen für so elendes Gesindel wie diese Cubaner es eben sind, vergossen zu haben. Die Kerls waren es nicht werth und sie hatten es verdient vom Erdboden verfligt zu werden. Wenn mir nicht geholfen wird durch ein Wunder wie dem armen Krüppel von dem die Zeitung heute berichtet, so werde ich auch als armer Krüppel langsam hinjehen.“ Hier wischte sich der Jüngling eine Thräne aus dem Auge.

Eine kleine Weile herrschte tiefes Schweigen. Die Bemerkungen die er eben gemacht, hatten alle Zuhörer tief ergriffen. „Sei nur nicht besorgt, Willie“, fiel ihm seine Schwester hier ins Wort; „ob schon die Aerzte dir nicht helfen können so wollen wir schon für dich beten vor dem Schrein der hl. Mutter Anna und ich habe das feste Vertrauen daß sie dir helfen wird. Dort ist schon so Vielen geholfen worden und mir ist es als sollte auch uns dieselbe Gnade zu Theil werden.“

„Sie glauben also auch an Wunder, gnädiges Fräulein?“

„Allerdings glaube ich daran und ich bin sehr erstaunt, wie Sie überhaupt eine solche Frage an mich richten können.“

„Nun, dann beklage ich Ihren Aberglauben, mein Fräulein“ versetzte er höhniisch.

„Und ich beklage noch viel mehr ihren Unglauben und ihren religiösen Spott!“ trumpfte sie ihn schnell ab. „Herr Doktor wissen Sie denn auch überhaupt, was wir Katholiken unter einem Wunder verstehen?“

Der Doktor sah etwas betroffen drein, die Zuhörer lachten. Anstatt aber eine Erklärung zu geben, brummte er etwas in seinen Bart und stammelte mit Entschuldigungen. Endlich stollerte er mühsam: Was Sie unter einem Wunder verstehen, weiß ich allerdings nicht: daher möchte ich Sie gefälligst bitten, Ihre Frage selbst zu beantworten. „Schon in meiner Jugend bin ich dem Wunderglauben nie besonders hold gewesen, seitdem ich aber Arzt geworden bin und durch das Studium von Chemie und Physik die so regelmäßig gehenden Naturgesetze zu beobachten Gelegenheit hatte, bin ich mehr denn je zur Ueberzeugung gekommen, daß es überhaupt keine Wunder gibt.“

„Na, da hört aber doch Alles auf!“ bemerkte der Advokat. „Ich habe auch keine Theologie studiert, trotzdem aber würde ich mich schämen, die so einfache Frage der jungen Dame unbeantwortet zu lassen. Meiner Ansicht nach ist das Wunder eine That oder Erscheinung, die gegen die gewöhnlichen und bekannten Gesetze der Natur läuft, folglich die Kräfte des Menschen übersteigt und nur durch Gottes außerordentliches Eingreifen bewirkt wird.“ „Recht so, bravo, erscholl es von allen Seiten.

„Ah also glauben Sie auch an solchen Schwindel,“ versetzte der Arzt in einem etwas spöttischen, wenn auch nicht gerade unfreundlichen Tone. „Daß das gemeine Volk und selbst einige vornehme Damen noch an Wunder glauben, ist mir schon erklärlich, jedoch kann ich nicht einsehen wie ein Mann von Bildung noch an Wunder glauben könnte.“

„Sie brauchen da gar nicht zu spotten, mein Herr“ unterbrach jetzt die Mutter des Soldaten das Gespräch das jetzt schon für den Arzt eine ziemlich peinliche Wendung zu nehmen schien. „In Lourdes habe ich mit

meinen eigenen Augen mehrere Wunder— wirkliche Wunder wahrgenommen.“

„Nun in diesem Falle darf ich Ihnen wohl nicht widersprechen“ meinte der Arzt, „ich bin weit entfernt Ihre Wahrheitsliebe in Zweifel zu ziehen: allein wäre es nicht am Ende doch möglich, daß Sie sich vielleicht getäuscht haben?“

„Getäuscht? ah mein Herr. Ihr Aerzte seid es ja gerade, die uns am Besten sagen können, ob es sich um etwas Wunderbares handelt. So sah ich unter anderm, wie ein blindgeborenes Mädchen plötzlich sehend wurde. Sie werden doch wohl nicht behaupten wollen, daß eine solche Heilung auf natürliche Weise zu Stande kam?“

„Das thue ich auch nicht“ sagte der Doktor mit verändertem freundlichem Ausdruck „nur bin ich der Meinung, daß der Fall am Ende gar nicht unheilbar gewesen.

„Meinen Sie?“ Nun darüber können Sie sich vollständig beruhigen: denn die Sache ist von einer Commission gründlich untersucht worden: gläubige und ungläubige Aerzte wurden sofort aufgefordert, ihr Gutachten über das plötzliche Sehen des Mädchens abzugeben, und sie haben alle einstimmig erklärt daß die betreffende Heilung auf natürliche Weise nicht zu Stande kommen konnte.“ „Daß die betreffenden Aerzte ihr Gutachten über diese Sache abgegeben haben das beweist noch keineswegs daß die Heilung ein Wunder ist. Um ein Wunder als solches zu erkennen, müßte man ja alle Gesetze der Natur kennen. Aber wer kennt diese alle?“

Der Advokat hatte bisher nur zugehört allein jetzt glaubte er eine Erklärung abgeben zu müssen. „Herr Doktor, entschuldigen Sie, wenn ich Sie hier einen Augenblick unterbreche. „Sie sagten soeben, daß man alle Naturgesetze verstehen müsse, um unterscheiden zu können, ob eine gewisse Wirkung auf natürliche oder übernatürliche Weise hervorgebracht wurde. Dies ist meiner Ansicht nach durchaus nicht nothwendig, sie alle zu kennen ist fast unmöglich. Wir kennen noch sehr wenig die verschiedenen Ge-

sege der Natur: gar häufig wissen wir nicht die positive Grenze der Naturkräfte zu bestimmen aber doch die negative. Nicht immer wissen wir, was alles natürlich möglich, wohl aber, daß dieses und jenes unmöglich ist. Bitte, vergessen Sie das nicht."

"Und ich stimme dem Herrn bei, Herr Doktor, vollständig."

Sie vollendete den Satz nicht; denn der Doktor fiel ihr sofort wieder ins Wort— „Fräulein Smith, ich denke, ich habe mehr Kenntniß von Naturgesetzen als Sie glauben, und wenn ich auch Vieles nicht erklären kann, so weiß ich doch aus Erfahrung, daß die Naturgesetze unveränderlich und darum leugne ich die Möglichkeit der Wunder—sie stehen im Widerspruch mit der Wissenschaft: nur wer an die Veränderlichkeit und Unbeständigkeit der Naturgesetze glaubt, für den kann es Wunder geben."

"Bis zu einem gewissen Grade, Herr Doktor stimme ich mit Ihnen überein", bemerkte die junge Dame weiter „ich habe auch in der Schule gelernt, daß die Naturgesetze beständig und unveränderlich sind, aber dennoch würde ich mich nicht unterstehen, aus diesem Grunde die Möglichkeit des Wunders zu leugnen. Denn wenn Gott auch von Anfang an jedem Geschöpf gewisse Gesetze gegeben hat: Gesetze der Ursache, der Entwicklung, der Folge und Wirkung, so liegt es doch in seiner Macht, so oft gewisse Absichten es verlangen, diese Gesetze zu beseitigen, gleichsam eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen; er kann ja, wenn es ihm so beliebt, die Natur der erschaffenen Dinge umgestalten, ihre Kräfte erhöhen oder hemmen; er könnte sie nach anderen Gesetzen regieren, er könnte den der Sache schon eigenthümlichen Kräften neue Kräfte hinzufügen und umgekehrt den erschaffenen Ursachen für einen Augenblick seine Mirwirkung versagen, so daß sie ihre Kraft nicht äußern können und so sind dann die Wunder nicht nur möglich, sondern sie geschehen gewöhnlich auf diese oder auch ähnliche Weise. Und so sage ich denn in ein paar Worten: Wunder sind

nichts mehr und nichts weniger als das Eingreifen Gottes in den natürlichen Lauf der geschaffenen Dinge.

"Ah, das ist jedenfalls sehr vernünftig gesprochen" bemerkte der Arzt; „man merkt es Ihnen an, daß Sie Ihre Zeit im Pensionate gut zugebracht haben."

Das Mädchen hatte überhaupt sich so klar und treffend über die Lehre der Kirche in diesem Punkt ausgesprochen, daß einige Priester, die in kurzer Entfernung das Gespräch mit angehört hatten darüber erstaunten. Der Doktor aber sah nun seine Einwürfe so packend und schneidig widerlegt, daß er sich für besiegt erklärte. Er fühlte, wie schwach die Einwendungen des Unglaubens solchen Worten gegenüber waren. Solche Worte wie er sie soeben aus dem Munde der jungen Dame vernommen hatte, waren ihm früher nie zu Ohren gekommen. Er schien aus einem Erstauern in's andere zu gerathen. Lächelnd meinte er, es sei aber eine gefährliche Sache für die Aerzte wenn Wunder noch so häufig wären wie in den alten Zeiten; zum guten Glück für die Männer seiner Profession seien sie beständig am Abnehmen.—

"Sie haben wohl im Sinn" wandte er sich jetzt wieder an den kranken Soldaten „nach S. Anne de Beaupre zu reisen?"

Das war nicht gerade der Beweggrund meiner Reise versetzte der Kranke. Vor zwei Wochen kam ich von Cuba zurück. Mein Vater war so lange er lebte ein besonderer Freund des General Shafter. An ihn wandte sich meine verwittwete Mutter; es wurde ihr erlaubt, mich nach Hause zu bringen. Aber wenn sie sich auch im Verein mit meiner Schwester mit aller Sorgfalt meiner annahm und die besten Aerzte zu Rathe zog, so wurde ich doch von Tag zu Tag schwächer und der Hausarzt versicherte mir vorgestern, daß meine Krankheit unmöglich zu heilen sei. Er empfahl Ruhe, absolute Ruhe, doch meinte er einige Wochen Aufenthalt in Canada oder an einem andern kühlen Ort könnte mir möglicherweise etwas Erleichterung verschaffen. So fuhren wir

denn gestern von Cincinnati, meiner Heimath ab, um einige Zeit in Montreal zu verbringen.

„Ihr Fall würde nicht unheilbar sein, wenn Sie nicht so lange ohne Nahrung und Pflege und Medizin auf dem Schlachtfelde gelegen hätten. Ihre Krankheit ist nur anfangs zu lange vernachlässigt worden.“

„Ich glaube selbst, daß wenn ich gleich bei meiner Verwundung in ein anständiges Lazareth gekommen wäre und ordentliche Pflege bekommen hätte, so hätte ich leicht und bald wieder hergestellt sein können, aber ich fürchte, daß wenn ich nun wirklich mit dem Leben davon komme, so bleibe ich für immer ein hilfloser Krüppel. Ich wünschte, ich wäre in Lourdes: denn ich habe das feste Vertrauen, daß mir dort geholfen würde.“

„Machen Sie sich nur keine Sorgen“ mein Herr, „wenn Sie Vertrauen haben daß Gott Ihnen bei der Grotte zu Lourdes helfen würde, so kann dies auch an einem andern Orte geschehen.“ Der Kranke schaute nach dem Orte, wo die Stimme herkam und sah, daß es einer der Priester war, der ihn angeredet hatte.— „So sagen auch meine Mutter und Schwester: und es ist gerade ihretwegen, daß ich geheilt werden möchte: denn da ich der einzige Sohn in der Familie bin, so würde mein Tod die Mutter zu sehr angreifen.“

„Hochwürden, meinen Sie nicht auch, daß Gott unser Gebet in St. Anne de Beaupre ebenso gut erhören kann wie in Lourdes“ ließ sich Fräulein Smith wieder vernehmen. Sie hatte sich einige Minuten entfernt, um ihrem Bruder ein Gläschen Wein zu holen, das dieser dankbar von ihr entgegennahm.

„Gewiß wird Gott auch sonst euer Vertrauen auf seine Güte belohnen. Beten Sie nur aus kindlich frommem Herzen und Gott wird ihren Bruder gesund machen und wenn es durch ein Wunder geschehen müßte.“

O, am Gebet und Vertrauen fehlt es bei mir nicht, nur fürchte ich, daß ich mich nicht so unbedingt in den Willen Gottes ergeben

könnte, wenn mein Bruder nicht sollte geheilt werden. Da er mein einziger Bruder ist, so habe ich ihn außerordentlich lieb, ich meine ohne ihn nicht leben zu können; ihn zu verlieren—ach, der bloße Gedanke daran ist mir schier unerträglich.“

„Und doch ist es nothwendig, daß Sie den Willen Gottes auch dann anbeten, wenn er das schwere Opfer von Ihnen verlangen sollte“

Der Kranke hatte die letzten Worte nicht vernommen, er war eingeschlummert und seine Mutter hielt ihn in ihren Armen, während das Gespräch in einem etwas leiseren Ton weitergeführt wurde. Voll banger Besorgniß schaute die Dame bald auf ihren Sohn bald auf den Priester der ihr Muth und Vertrauen auf Gott einflößte.

„Herr Pfarrer, ich bitte Sie mich zu entschuldigen wegen meines Unglaubens.“ Erlauben Sie mir eine Frage“ nahm der Doktor das Wort. „Ich glaube nun daß Wunder in der That möglich sind, aber es ist doch noch so Manches über diesen Punkt zu erklären, worüber Sie mir vielleicht Aufschluß geben können. Bitte, erklären Sie mir doch, wie ich ein Wunder von einem bloß natürlichen Ereigniß unterscheiden kann.“

„Mein Freund, darüber Aufschluß zu geben ist oft sehr schwer. Ich selbst weiß es aus Erfahrung wie mandmal ein auffallendes Ereigniß, eine plötzliche Heilung und dergleichen als Wunder ausposaunt worden sind, die auch keinen Schatten von dem Wunderbaren an sich hatten. Es mag Ihnen etwas auffallend erscheinen, von einem Priester solche Worte zu hören, aber ich spreche aus Erfahrung. Es gibt Leute, die an einer Art von Krankheit leiden, die man Wundersucht nennt. Mir sind sogar mehrere Priester und Zeitungsschreiber bekannt, die ganz gehörig in die Patsche gefallen sind, indem sie manche auffallende Erscheinungen zu Wundern stempeln, die durchaus keine Wunder waren. Das ist kindisch und bringt der guten Sache mehr Schaden als Nutzen.“

Meiner Ansicht nach nimmt es gar so keinen großen Verstand, mit ziemlicher Sicherheit zu erkennen, ob ein Wunder stattgefunden hat. Wenn Jemanden die Zunge ausgeschnitten wird, so weiß ich nicht gerade ob er ohne die Zunge nicht leben könnte: ich weiß aber, daß es einem solchen Menschen nicht möglich ist zu reden. Und doch erzählt uns die Kirchengeschichte daß die Vandalen in Afrika vielen christlichen Bekennern der Zunge ausgeschnitten daß Gott diesen Bekennern aber nicht nur das Leben erhielt sondern sie wunderbarer Weise befähigte ohne Sprachorgan zu reden und ihre Loblieder zu singen. Dies ist geschehen zu Tzipasa. Dieses Wunder zu leugnen wäre aber doch unverständig nachdem es von so vielen glaubwürdigen Zeugen bestätigt wurde. Können Sie gegen solche Thatsachen etwas einwenden so versuchen Sie es nur. Ich für mein Theil glaube daß dies ein ächtes Wunder ist. Es mag ihnen ebenso etwas märchenhaft vorkommen zu hören wie der hl. Bischof Stanislaus von Krakau in Polen einen schon längst verstorbenen Mann mit Hilfe Gottes zum Leben erweckte und ihn vor Gericht führte um Zeugniß abzulegen in einer sehr wichtigen Sache die ohne dieses Wunder nicht hätte geschlichtet werden können. Diese Thatsache ist zu sehr verbürgt um daran zu zweifeln. Ich bin gewiß nicht leichtgläubig aber man muß der Wahrheit doch Zeugniß geben. Am Besten thut man, wenn man sich schon in der Mitte hält. Ich bin ebenso gegen die Leichtgläubigkeit wie gegen den Unglauben. Mit Klugheit und Vorsicht kann man ziemlich gut das Wahre vom Falschen unterscheiden. Ist man nicht sicher in einer Sache so wartet man getrost die Entscheidung der Kirche ab.“

„Kann der Teufel nicht auch Wunder wirken, Herr Pfarrer?“

„Sonderbare Frage! Wie kommen Sie nur auf diesen Einfall, Herr Doktor?“ entgegnete der Priester. „Das ist nicht möglich! Gott kann nicht zugeben, daß wir auf diese Weise getäuscht werden. Allerdings ist der

Teufel sehr geschickt, er kennt die Kräfte der Natur besser als der erfahreneste Physiker. Wie leicht begreiflich findet er es in seinem Interesse Wunder nachzuahmen um auf diese Weise den Menschen zu täuschen: er ist ja ein Geist mit übermenschlichen Kräften ausgestattet und kann wie es auch die hl. Schrift vom Antichrist bezeugt, Blendwerke verrichten die scheinbar etwas Wunderbares an sich haben die aber in Wirklichkeit nie über die Grenzen der Natur hinausgehen. Rechte Wunder zu wirken benötigt eine göttliche Gewalt, die wird ihm aber Gott nicht verleihen ohne uns der Gefahr auszusetzen in die Irre geführt zu werden, was doch der Heiligkeit Gottes offenbar widerspricht. Jedoch wird Gott ihm erlauben sog. Scheinwunder zu verrichten um die Gerechten zu prüfen oder wohl auch aus andern uns unbekannt'n Ursachen. Dem Vorsichtigen wird sich der Teufel aber früher oder später doch verrathen als den der er ist, denn es ist ja doch nichts als die Anwendung natürlich wirkender Kräfte. Ich habe auch schon manches auffallende Ereigniß bemerkt, allein ich bin nicht so wunderfürlich, daß ich sofort an etwas Uebernatürliches dabei denke. Ich habe von Heilungen gehört die von vielen Personen für Wunder angesehen wurden allein, oft konnte ich mich doch eines Zweifels an das Wunderbare nicht erwehren weil die Wirkung zu gering, das Ereigniß den Grenzen der Natur zu nahe blieb. In allen Dingen ist Klugheit nützlich und bei solchen Sachen ist sie geradezu unerläßlich damit man nicht getäuscht wird. Denn in der Natur gibt es noch viele unbekannt wirkende Kräfte deren Wirkungen jedermann zu überraschen im Stande sind. Es gibt Wunder die sofort von Jedermann erkannt werden; doch gibt es auch wieder Erscheinungen die soweit in Dunkel gehüllt sind, daß ihnen gegenüber Bedenken nicht nur erlaubt sondern selbst geboten erscheinen. In solchen Fällen ist es Sache der Kirche zu entscheiden ob Gott sich durch ein Wunder geoffenbart habe oder ob man es mit Täuschungen zu thun hat. Wenn Gott



ein Wunder wirkt so kann er nur hohe sittliche Zwecke beabsichtigen—er will der Wahrheit Zeugniß geben, oft auch soll das Wunder eine Kundgebung seiner barmherzigen Liebe und Güte für die leidende Menschheit sein. Wir müssen immer das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung genau im Auge behalten. Dieselben Ursachen bringen auch dieselben Wirkungen hervor: wenn aber eine höhere Ursache hinzutritt wird auch die Wirkung eine höhere sein. Eine Wirkung kann die Kräfte der Natur übersteigen entweder ihrem Wesen nach oder in der Art und Weise wie sie zu Tage tritt. Einen Todten zum Leben erwecken, ist eine Wirkung die ihrem Wesen nach über die Naturkräfte hinausreicht. Ein Kranker kann auf ganz natürliche Weise mit Hilfe von Medizin wohl gesund werden. Allein es sind uns Beispiele von Krankenheilungen bekannt die durch ein bloßes Wort zu Stande gebracht wurden; ja was noch mehr ist, mit der Krankheit verschwanden zugleich alle Ueberreste von Schwäche wie sie eine heftige Krankheit gewöhnlich zurückläßt. Solche Sachen lassen sich auf natürliche Weise nicht erklären und jeder Vernünftige wird sie sofort als Wunder anerkennen. Nicht die Heilung der Krankheit selbst sondern die Art und Weise wie sie bewirkt wird, macht das Wunder aus. Manche Krankheiten können wohl von euch Aerzten geheilt werden aber nur langsam und oft bleibt große Schwäche zurück. Bei den meisten Wundern ist der Unterschied zwischen Ursache und Wirkung zu auffallend, um einen Zweifel an das Wunder aufkommen zu lassen. Nehmen wir z. B. den Stab des Moses. Wenn Jemand glauben wollte, der Stab habe all die wunderbaren Wirkungen hervorgebracht, der kann ja den Versuch damit machen, vielleicht gelingt es auch ihm, Wasser aus einem Felsen hervorsprudeln zu machen.

„Herr Pfarrer“ sagte der Arzt, „ich bin mit ihrer Erklärung vollständig zufrieden. Jedoch wollte ich nur noch bemerken, daß die Zeitungen manchmal von wunderbaren

Dingen erzählen, die da und dort geschehen sein sollen; ich habe schon manchmal nachgefragt aber o t war gar nichts Wahres an der Geschichte. Könnte dies nicht auch mit den Wundern in der Kirchengeschichte so sein?“

„Herr Doktor, an solchen Geschichten müssen Sie sich nicht stören. Die katholische Kirche hat viele Feinde, die alle möglichen Mittel anwenden ihr zu schaden. Sehr häufig sind es die liberalen Zeitungen die sich dieses Mittels bedienen, um ihre Spalten zu füllen aber auch um auf diese Weise die Ansichten des Volkes zu verwirren. Die Wunder aber, welche die Kirchengeschichte berichtet, sind von Sachverständigen untersucht und von der Kirche als ächt erklärt worden. Wer sie nicht annehmen will der müßte um consequent zu sein, überhaupt Alles in Zweifel ziehen, was in der Weltgeschichte erzählt wird; denn manche Begebenheit ist nicht so gut verkürrt wie die Wunder für deren Wahrheit eine ganze Masse der glaubwürdigen Zeugen einsteht.“

„Gibt es jetzt noch viele Wunder?“


„Ja es gibt auch in unserm neunzehnten Jahrhundert gar viele Wunder; allerdings sind sie nicht mehr so zahlreich und auch nicht so auffallend. Im Anfang des Christenthums waren die Wunder nothwendiger als jetzt. Gott ist sparsam mit seinen Wundern und wirkt keins ohne einen triftigen Grund. Gott hat uns das Glück einer christlichen Erziehung gegeben, was die ersten Christen nicht hatten und das ist eine größere Wohlthat als wenn er uns Wunder zeigte. Die ersten Christen waren wohl in einem Punkte bevorzugt, dafür hatten sie aber auch schwere Pflichten. Gott bediente sich der Wunder als außerordentlicher Mittel um die christliche Religion glaubwürdiger zu machen; jetzt aber, wo sie festen Boden gefaßt, sind die Wunder überflüssig geworden. Sie geschehen nicht mehr so sehr um der Wahrheit Zeugniß zu geben: denn die Kirche ist genug durch Wunder verherrlicht worden. Die meisten geschehen nur

aus barmherziger Liebe gegen die leidende Menschheit und um die Heiligkeit seiner Diener zu bestätigen.“

Schon leuchteten die Thürme der schönen Seestadt Toronto in dem Glanze der Mittagsonne und unsere Reisenden schickten sich an von einander Abschied zu nehmen. Ein Mann besonders war sehr gedankenvoll und dankte den Priestern und den Damen

für ihre freundliche Belehrung. Wie er sagte, bedauerte er es, nicht mit nach St. Anne reisen zu können: er wünschte dem Kranken eine glückliche Reise und Heilung vor dem Gnadenbilde der hl. Anna. Dafür versprachen ihm die beiden Damen, daß sie für ihn beten wollten, daß auch an ihm ein Wunder gewirkt werden möchte, das große Wunder der Bekehrung vom Naglauben zur Wahrheit des Christenthums.

## Das Schifflein des Heils.

ie hl. Väter lieben es die Kirche Gottes unter dem Bilde eines Schiffleins darzustellen, das sich auf dem Meere der Zeiten bewegt.— Nun sind aber beinahe alle eine Menge von Schiffen oder Kirchen auf dem Ocean der Welt sichtbar, d. h. ebensoviele, als es verschiedenartige Religionsgesellschaften gibt. Um nur Einige davon zu nennen, so gibt es Luthecaner, Episkopalen, Baptisten, Methodisten, u. s. w., u. s. w. Alle diese Religionsgesellschaften, so weit sie auch von einander abzuweichen mögen, nennen sich doch „christliche Kirche“ und eine jede von ihnen behauptet, das Schiff des Heiles, d. h. die eigentliche, von Christus gestiftete Kirche zu sein.— Es fragt sich nun: Hat Christus der Herr wirklich diese vielen, sich ganz und gar ungleichen Fahrzeuge insgesammt erbaut zur Rettung der Welt? Auf diese Frage gibt es nur eine einzige richtige Antwort, nämlich diese: Christus der Herr hat nur ein einziges Rettungsboot erbaut, das bis an das Ende der Tage das Lebensmeer durchschiffen soll, um Alle, die sich von ihm aufnehmen lassen, hinüber zu bringen an das Gestade der seligen Ewigkeit. Woher aber wissen wir dies mit voller Sicherheit? Antwort: Vom Sohne Gottes selbst, der es wohl am besten wissen mußte, ob er nur eine Einzige oder ganze Reihen von Kirchen stiften wolle. „Du bist Petrus,“ sprach der Herr eines Tages zu

einem seiner Apostel, „und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen!“ Der Heiland redet also hier durchaus nicht von einer Menge von Kirchen, die er gründen werde, sondern ganz bestimmt nur von einer Einzigen und diese Eine nur nennt er die Einzige.— Unter der großen Anzahl von Fahrzeugen, die sich „Kirchen“ nennen, kann demnach bloß ein Einzige das allein echte, das allein richtige sein; und dieß Eine ist offenbar kein anderes als jene Kirche, welche Christus der Sohn des lebendigen Gottes selber gegründet hat.

Diese von Christus selbst errichtete Kirche nun, sie sollte—so war es der ausgesprochene Wille des Heilandes—einen obersten, sichtbaren Lenker haben für alle Zeiten. Zu diesem hohen Amte in der Kirche Gottes, zu deren sichtbaren Oberhaupt, zum ersten Befehlshaber und Steuermann auf dem Schiffe des Heiles wurde der hl. Petrus vom Heilande ausdrücklich bestimmt, dem die übrigen Apostel als Gehilfen zur Seite stehen sollten. Deshalb wird Petrus von seinem Herrn und Meister als jener Fels bezeichnet, auf dem seine Kirche gegründet bleiben soll, bis zum Ende der Tage—den höllischen Mächten zum Trotz. Deshalb werden ihm eigens die Schlüssel des Himmelreiches anvertraut und die ganze Erde Christi wird seiner besonderen Obhut mit den ewig denkwürdigen Worten übertragen: „Weide meine

Lämmer! Weide meine Schafe!"

Ferner war es die Absicht des Gottmenschen, daß auf dem Rettungsboote seiner Kirche nur eine und dieselbe Sprache geredet werde, d. h. daß Alle, welche zu seiner Kirche zählen, Alles zu glauben haben, was er gelehrt; mithin—einen und denselben Glauben bekennen müssen.

Bei einer Seereise gilt es sodann für eine überaus wichtige Sache, daß während der langen Fahrt es ja nicht an entsprechenden Nahrungsmitteln auf dem Schiffe gebreche. — In gleicher Weise hat der Erlöser in seiner göttlichen Allmacht, Weisheit und Barmherzigkeit freigebigt dafür Sorge getragen, daß keine Seele auf dem Fahrzeuge seiner Kirche Mangel leiden möchte während der Reise über das Zeitenmeer hinüber. Als Wegzeiher wurden darum die Früchte des Kreuzes, namentlich das Opfcr des Neuen Bundes, die hl. Eucharistie und die übrigen hl. Sacramente vom Heiland seiner Kirche anvertraut.

Nach dem bisher Gesagten, erhebt sich nun nothwendig die Frage: Welches von den vielgestaltigen Fahrzeugen „Kirchen“ genannt trägt wohl diese Merkmale an sich, welche Christus seinem Schiffelein, seiner Kirche als Wahrzeichen ganz deutlich aufgeprägt hat, damit ein Jeder, der Augen hat, dasselbe sogleich erkennen und sich ihm anvertrauen möge? Die Antwort lautet: Kein Einziges außerhalb der römisch-katholischen Kirche. — Oder hätte etwa irgend eine andere Kirche Christus den Herrn selbst zu ihrem Gründer und Erbauer? Unmöglich. — Denn Jahrhunderte, bevor jene Barken sichtbar wurden auf dem Ocean der Welt, hatte der Herr seine Kirche schon vollendet, die als rettende Arche in majestätischer Erhabenheit über den Wogen der Zeiten schwebte. — Nicht von Christus können also die nicht katholischen Kirchen ihr Dasein empfangen haben. Und so verhält es sich auch in der That. Man kennt ja deren

Baumeister nur zu gut nach ihrem Namen und Stand, wie auch die Zeit, in der sie ihr Erscheinen gemacht. — Wer waren sie denn? — Wer war z. B. der Stifter und Urheber der lutherischen Kirche? Nicht Christus; — aber der sächsische Professor Dr. Martin Luther, im Jahre 1524. Schemals katholischer Priester und Mönch, ist er aus dem Kloster gesprungen, hat sich ein Weib genommen und, dann gewaltig protestirt gegen die katholische Kirche; und so ist der Protestantismus entstanden. — Wer ist der Stifter der englischen oder Episkopalkirche? Nicht Christus; — aber Heinrich VIII., König von England, im Jahre 1534. — Ein Wüßling und Weibermörder wie er war, fiel er, aus lauter Zorn darüber, daß der Papst Clemens VII. es ihm nicht gestatten konnte; seine rechtmäßige Gemahlin zu verstoßen und eine andere zu ehelichen, von der wahren Kirche ab und bildete eine neue Religionspartei nach höchst eigenem Geschmacke. — Wer ist der Urheber der Baptisten? Nicht Christus; — aber durch einen gewissen Roger Williams hat diese Sekte ihr Erscheinen gemacht in Rhode Island, im Jahre 1639. — Wer ist der Urheber der Methodisten? Nicht Christus; — aber der Engländer John Wesley, ein überspannter Student an der Universität zu Oxford, im Jahre 1729. — Alle diese Religionsgenossenschaften also mit ihren zahllosen Abarten, mit ihren tolln Auswüchsen und Verzweigungen, sind viel zu spät gekommen, um irgend welche Ansprüche erheben zu können, die von Christus gestiftete Kirche zu sein. — Und wie ihnen das Hauptmerkmal abgeht, nämlich die Stiftung durch Jesus Christus selbst, so gehen ihnen auch die übrigen Merkmale ab. — Haben sie ja doch den Felsenmann, den Christus seiner Kirche als obersten sichtbaren Lenker gegeben, den hl. Petrus, in seinen Nachfolgern, den Päpsten, geradezu über Bord geworfen.

Was ferner die Einheit des Glaubens anbelangt, die Christus in seiner

Kirche dringendst gebietet, so herrscht, wie bekannt, gerade in Betreff des Glaubens bei den protestantischen Sekten eine merkwürdige Sprachverwirrung. Was die Einen als ausgemachte Wahrheit annehmen, läugnen die Andern gänzlich. Es kann auch gar nicht anders sein. Denn sobald es einmal einem Jeden überlassen bleibt, sich selbst nach eigenem Gutdünken die „Bibel“ auszulegen so müssen in Bälde ebenso viele Glaubensbekenntnisse zum Vorschein kommen als es Köpfe gibt.

Ueberdies fehlt es dieser bunten Gemenge von Religionsparteien an dem Lebensbedarf, welchen der Heiland seiner Kirche eigens anvertraut hat zum Heile der Menschen. Haben sie ja doch das hl. Meßopfer abgesehen und von den anderen hl. Sakramenten kaum noch das eine oder andere bewahrt.

Wie ganz anders verhält es sich hingegen mit der römisch-katholischen Kirche! Bei ihr zeigen sich weithin sichtbar jene Merkmale, welche Christus der Herr seiner Kirche als Kennzeichen aufgeprägt hat.—Denn ihr Sitten ist nicht ein gewöhnlicher Sterblicher, sondern Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Das ist so wahr, daß noch Niemand im Stande war oder jemals im Stande sein wird einen anderen Stifter ihr zuzuschreiben.—Und wo anders als nur in der katholischen Kirche, begegnen wir dem Jelfenmann, den Christus an das Steuerruder seiner Kirche gestellt? Seit achtzehnhundert Jahren lagte ein Papst nach dem anderen dem hl. Petrus in seinem obersten Hirtenamte nach. Auf Petrus kam der hl. Linus. Nach diesem der hl. Kletus; und dann folgten die Heiligen: Clemens, Evaristus, Alexander und so fort und fort in ununterbrochener Reihe, bis auf den jetzt glorreich regierenden Papst Leo XIII.

Bei der katholischen Kirche allein findet sich sodann jene eine Sprache, d. h. jene gänzliche Einheit im Glauben, wie sie Christus der Herr auf dem Fahrzeug

seiner Kirche so sehr verlangt. Daher glauben Alle, die wirklich katholische Christen sind, ob jung oder alt, ob reich oder arm, ob gelehrt oder ungelehrt, ob hoch oder niedrig, ob Fürst oder Bettler, sie glauben und bekennen insgesammt eine und dieselbe Glaubenslehre und beten ein und dasselbe „Credo“ wo immer sie sonst auch wohnen mögen auf dem weiten Erdenrund.

Endlich besitzt die katholische Kirche alle die Heils- und Gnadenmittel, welche der Erlöser seiner Kirche, namentlich in den sieben hl. Sakramenten, reichlich mitgetheilt hat zur Heiligung der Seelen.

Weil nun diese eben kurz erwähnten und noch mancherlei andere Merkmale sonst, mit denen der Heiland seine Kirche ganz deutlich gekennzeichnet hat insgesammt nur der katholischen Kirche und sonst keiner anderen eigen sind, darum bekennen wir mit Freuden: Die römisch-katholische Kirche allein ist die eigentliche Kirche Christi, und deßhalb die einzig wahre.—

Ist sie aber in der That die allein wahre Kirche, so muß sie auch als unzertörbar sich erweisen. Als solche hat sie sich denn auch von jeher bewährt. Mein Gott! welche Stürme hat dieses Schiffelein nicht schon bestanden von Anbeginn an.—Um dessen Unzerstorbarkheit inmitten jeglicher Gefahren wie in einem Bilde zu schauen, denke dir, du erblickst am hohen Ufer des Meeres stehend, einen kleinen Kahn seine Fahrt beginnen. Kaum ist er vom Ufer gestoßen, da erhebt sich ein mächtiger Sturm. Schon scheinen die zürnenden Wogen das kleine Fahrzeug zu verschlingen. Aber nein;—über die Höhen und Tiefen der Wasser gleitet es siegreich voran. Jetzt zeigen sich in der Ferne feindliche Schiffe mit allen Werkzeugen der Verwüstung ausgerüstet. Mit wüthendem Angetrieben stürmen sie gegen das winzige Schiffelein an. Umsonst! Diese schwimmenden Riesen der Kraft gehen unter; das Schiffelein

ist unverfehrt und über ihre Trümmer hin  
jencert es muthig neuen Gefahren entgegen.  
— Sie bleiben nicht aus.— Im Schooße des  
Kahnes selbst sitzen falsche Freunde, tückische  
Berräthcr. Sie bemühen sich seinen Lauf zu  
hemmen oder zu ändern. Sie arbeiten den  
Boden einzustoßen und die schützenden  
Wände aus den Fugen zu reißen. Eitles  
Bemühen! Fest sind sie gezimmert, wie der  
Bogen des Himmels.— Aber immer höher  
noch wächst die Gefahr. Von Norden und  
Süden, von Osten und Westen eilen die  
Feinde herbei. Der weite Ocean scheint ein  
schimmendes Herlager. Alle Völker und  
Nationen sind dabei vertreten. Sie haben  
geschworen, das verhaßte Fahrzeug endlich  
einmal für immer in den Grund zu bohren.  
Schon stürmen sie heran; und werfen sie  
glühende Geschosse und Brandfackeln gegen  
dasselbe; schon schicken sie sich an seinen  
Steuermann in Ketten und Banden zu le-  
gen. „Diesmal wird, diesmal muß es ge-  
lingen!“ so rufen sie siegestrunken und so  
ruft mit ihnen die halbe Welt.— Und was  
geschieht?—Alle diese Ungeheuer der Ge-  
wall, an das kleine Schiffelein anprallend,  
zerjchellen. Sie sind längst nicht  
mehr. Sie sind vergessen, begraben, ver-  
schwunden. Das Schiffelein aber ist  
heute noch und eilt wohlgenuth neuen  
Gefahren und Siegen entgegen.— Wenn du

nun dieses Schauspiel gerade an der ka-  
tholischen Kirche seit achtzehn Jahr-  
hundertern immerwährend sich fortsetzen  
siehst, sollstest du alsdann dich nicht zu dem  
Geständnisse gedrungen s. . . : Das muß  
in der That die wahre Kirche Christi  
sein; denn die Mächte der Hölle vermögen  
sie nicht zu überwältigen.“

Das hier bereits Gesagte und noch viel  
des Andern mehr, hat denn auch schon  
Tausenden von Andersgläubigen das Auge  
so weit geöffnet, daß sie klar ihren Irr-  
thum einsehen lernten und deswegen sich  
beeilten, das Rettungsboot der allein wahr-  
en Kirche wieder zu besteigen, welches ihre  
Vorfahren einstens verlassen hatten. Be-  
gegnet man doch überall, von den untersten  
Schichten der Bevölkerung aufsteigend bis  
hoch hinauf zu den Fürstenthronen, „Con-  
vertiten,“ d. h. solchen die von der göttli-  
chen Gnade besonders erleuchtet, dem Ir-  
thum entsagten und zur römisch-katholi-  
schen Kirche zurückkehrten. Ihre Zahl ist  
überaus groß, so daß ganze Vände nicht  
ausreichen, um deren Namen zu fassen.

Möge die Schaar derjenigen sich stets  
noch mehren, die auf ihrer Lebensreise das  
Schiff des Heils, die einzig wahre  
Kirche, redlich suchen und dieselbe,  
an ihren hervorragenden Merkmalen  
erkennend, auch glücklich finden!

Wie die Erlösung aus dem Kreuze kam  
so alle Gnade des Heiles. Viele Orden der  
katholischen Kirche zählen die Märtyrer  
unter ihren Glaubensboten noch Hunder-  
ten. Im Jahre 1879 gab der Erzbischof  
von Paris bei dem Apostolischen Stuhle  
eine Liste von 57 Missionären der Kirche  
Frankreichs ein, die in diesem Jahrhundert,  
zumeist in China und Corea, den Marter-  
tod erlitten. Ebenso fordert unter manchen  
jernen Himmelsstrichen das dem Europäer  
ungewohnte Klima seine zahllosen Opfer.  
So sind beispielsweise in manchen afrika-  
nischen Ländern die tropischen Regengüsse,  
die Ueberschwemmungen der Flüsse, die

aus Niederungen und Sümpfen aufsteigen,  
die giftigen Miasmen, Ursache der bösar-  
tigsten Fieber, so daß sich bekanntlich das  
Sprichwort bildete: Nach Afrika geht, wer  
sein Leben aufgibt. Zu diesen Beschwer-  
den kommen Entbehrungen und Mißstände  
ohne Zahl, und häufig sind die schwersten  
Leiden moralischer Natur, Sorgen und  
Kränkungen, Seelenschmerzen aller Art.  
In diese Ernte des Kreuzes haben sich  
ebenso heldenmüthig wie die Glaubensbo-  
ten viele weibliche Genossenschaften getheilt,  
die unter Entsaugungen, Anstrengungen und  
Gefahren aller Art die Werke der leiblichen  
und geistlichen Barmherzigkeit im kältesten  
Norden, wie unter der Gluth der heißen  
Zone üben.

# Leben und Wunder des heiligen Karmeliten Albert von Sicilien.

## I. Kapitel.

### Vaterland, Eltern und Geburt.

**I**n der Südwest-Spiße von Italien, nur durch die Meerenge von Messina vom Festlande getrennt, liegt die schöne Insel Sicilien das Trinakria der Alten. Früher war diese Insel der Garten des römischen Reiches, wie sie wegen ihres herrlichen Klimas und ihrer überaus großen Fruchtbarkeit genannt wurde. Jetzt jedoch liegt Handel und Wandel sehr im Argen und, besonders seit Sicilien auch das zweifelhafte Glück genießt zum geeinigten Italien zu gehören und unter der Freimaurerregierung der Italianissimi zu stehen, wird dieses schöne Land durch ungeheure Steuerlasten unbarmherzig ausgezogen und die Bewohner zu Bettlern gemacht.

Einstmals war Sicilien der Garten der alten Welt in materieller Hinsicht, aber auch manche Blume der Heiligkeit hat der liebe Gott in diesem Garten gepflückt. Es sei blos erinnert an die großen jungfräulichen Martyrer Agatha und Lucia nebst unzähligen andern, die ihr Leben für ihren himmlischen Bräutigam hingaben. Auch der Orden unserer Lieben Frau vom Berge Karmel, dessen Mitglieder schon früh von Palästina nach Sicilien kamen, hat hier der Kirche mehrere Heilige gegeben, unter ihnen der hl. Angelus, der in Locata von Mörderhand fiel, weil er das verbrecherische Leben eines Vornehmen öffentlich rügte; der heilige Moijus Nabata, der in Randazzo sein heiliges Leben beschloß, verwundet von dem Pfeile eines Feindes. Rosen und Lilien, die aus seinem Grabe hervor sproßten, bezeugten die brennende Liebe, die er immer zu Gott getragen hatte und die makellose Reinheit, mit der er stets vor dem Herrn gewandelt war. Jedoch vor allen andern leuchtete eine Blume hervor, die

durch ihre Pracht und ihren lieblichen Zuggendduft die Kirche Jesu erfreute. Es ist der heilige Albert, dessen Leben wir im folgenden zur Erbauung der Leser zusammenstellen wollen.

Die Familie der Abbati, welcher der hl. Albert entsproßte, war eine der angesehensten von Monte di Trapani, einer alten und blühenden Stadt in der Nähe von Messina. Manche Mitglieder derselben hatten sich sowohl durch ihren Verstand als durch ihre Tapferkeit im Kriege einen Ruf erworben; auch in Messina hatten Ritter dieses Hauses von sich reden gemacht, wie die alten Chronisten uns berichten. Jedoch der größte Ruhm kam diesem hochadeln Hause vom Kloster der Karmeliten, in welchem Albert von Abbati durch das Licht seiner Heiligkeit leuchtete.

Benedikt von Abbati und Johanna von Salzi, beide von Monte di Trapani, die nicht bloß durch ihre hohe Geburt, sondern noch mehr durch ihren frommen Lebenswandel und vortrefflichen Geistesgaben geadelt waren, wurden die glücklichen Eltern unseres Heiligen, den man mit Recht ein Kind des Gebetes nennen kann, da sie ihn durch die Fürsprache Marias empfiengen, trotzdem ihre Ehe durch 26 Jahre unfruchtbar geblieben war. Während dieser ganzen Zeit beteten sie immer mit gleicher Standhaftigkeit, daß Gott ihr Verlangen, einen Nachkommen haben zu dürfen erfülle. Fromm und gottesgeben wie sie waren, wurde ihr Schmerz durch das Vertrauen, daß Gott sie doch endlich erhören würde, gemildert und sie ermüdeten nicht die ersehnte Gnade zu erbitten, ob schon so viele Jahre verfloßen waren, ohne daß sie dieselbe erlangt hätten und der Himmel ihren inbrünstigen Gebeten verschlossen schien. Sie wußten, daß Gott seine Gnaden zwar manchmal vorenthält aber sie niemals denen verweigert, die ihn vertrauensvoll da-

rum bitten und daß die Thüre der göttlichen Barmherzigkeit jedem offen steht, der beharrlich anklopft. Sie beteten aber nicht bloss mit dem Munde, sondern sie enthielten sich auch alles dessen, was Gott mißfallen konnte und sie der himmlischen Gnade unwürdig gemacht hätte; sie fasteten und ließen einen Theil ihres Vermögens in den Schooß der Armen fließen.

Geleitet von jenem echt katholischen Geiste, welcher der christlichen Seele die Geheimnisse der Vorsehung offenbart, dachten sie, Gott würde sie vielleicht erhören, wenn sie zur Mutter der Barmherzigkeit ihre Zusage nahmen. Sie folgten dieser Eingebung und vereint flehten sie zu dieser guten Mutter und versprachen ihr, daß, wenn ihnen ein Kind geschenkt würde, sie dasselbe ihrem Dienste im Kloster der Karmeliten von Trapani weihen wollten. Ihr beständiges demüthiges Gebet mußte erhört werden, denn ein gutes Gebet dringt bis zum Throne des Allerhöchsten und kehrt nicht zurück wie unser Herr Jesus Christus uns ja selbst verrieth: „Bittet und ihr werdet empfangen“ und „Alles, um was ihr den Vater in meinem Namen bittet, das wird er euch geben“ und wiederum „Alles, um was ihr betend bittet, glaubet, daß ihr es empfanget und ihr werdet es erhalten.“ Und so geschah es. Bald durchdrang eine unbeschreibliche Freude die Herzen der frommen Gatten und ihres wurde ein Dankgebet, das sie Gott und seiner heiligen Mutter darbrachten, da sie endlich erhört worden waren.

In der folgenden Nacht hatte Benedikt ein Traumgezicht; er sah wie eine leuchtende Jackel aus dem Schooße seines Weibes hervorging, deren Licht die dunkle Nacht erhellte. Er erzählte seiner Gattin dieses Gesicht und Johanna erklärte, dasselbe gesehen zu haben. Gott wollte auf diese Weise das vertrauensvolle Gebet der frommen Gatten belohnen, indem er ihr Flehen erhörte und noch vor der Geburt ihres Kindes seine zukünftige Größe und Heiligkeit anzeigte.

Die ganze Verwandtschaft freute sich mit den Eltern, als Johanna einem lieblichen Knäblein Leben schenkte, das allen Anzeichen nach von Gott bestimmt war ein Heiliger zu werden. Dieses glückliche Ereigniß fand statt im Jahre 1250. Die frommen Eltern konnten sich an dem schönen Kinde nicht satt sehen. Jedoch war ihre Freude nicht wie diejenige so vieler Eltern, die ihr Kindlein bewundern, weil es schön ist oder ihnen so scheint, oder die, wenn sie reich sind schon bei der Geburt einen Vorgeschnack der Reichthümer, Ehren und Würden empfinden, die es in der Welt empfangen wird, als ob dieses Thal der Thränen unser dauerndes Vaterland sei. Die Freude, die das Herz der Eltern Alberts erfüllte, entsprang vielmehr dem Gedanken, daß ihr Kindlein schon vor seiner Empfängniß der Himmelskönigin geweiht war und, nachdem sie es von der Mutter Gottes nach vielen Gebeten erhalten hatten, konnten sie zuversichtlich erwarten, daß diese gute Mutter es unter ihrem Schuzmantel nehmen werde und es durch ihre Hilfe den bösen Feind überwinden und, wie eine Lampe des Heiligthums, das Licht seiner Heiligkeit leuchten lassen würde. Daher betrachteten sie diesen Sohn nicht nur als die Frucht ihrer Ehe, sondern als ein heiliges, von Gott gegebenes Pfand; nicht nur als ihr Eigenthum, sondern als das Eigenthum Mariä; nicht als der Erbe des Reichthums und der Ehre ihres Hauses, sondern als der Erbe des unvergänglichen himmlischen Reiches.

Inmitten der allgemeinen Freude der Verwandten und Nachbarn, ging man noch am selben Tage zur Kirche, wo dem Neugeborenen das hl. Sakrament der Taufe gespendet wurde, in der Albert das weiße Gewand der Unschuld anzog, das er in seinem Leben nicht mehr ablegen sollte. Den Bemühungen des Teufels, der Welt und des Fleisches sollte es nicht gelingen, ihm diesen kostbaren Schatz zu rauben. In der Taufe wurde ihm zur größten Verwunderung Aller der Name Albert gegeben. Es wiederholte sich hier die Verwunderung Judäas

bei der Geburt des Täufers, denn wie der Name Johannes neu war in Judäa, so war auch der Name Albert noch nie in Sicilien gehört worden. Man dachte deshalb, daß nicht die Menschen, sondern Gott diesen Namen habe erfinden können, um des Kindes kommende außergewöhnliche Heiligkeit anzuzeigen. Und dieses um so mehr als man in Erfahrung gebracht hatte, was sich im Hause der Abbati vor und nach der Empfängniß des Kindes zugetragen hatte. Die volksthümliche Auslegung des Namens Albert war von „albero“ (Baum) weil er in den Garten der Kirche gepflanzt werden würde wie ein Baum, der mit der Spitze seiner Heiligkeit in den Himmel reichen und der würdige Früchte für das ewige Leben hervorbringen würde. P. Legena in seinen Annalen des Karmelitenordens leitete den Namen ab von „Llab“—Milch, Süßigkeit und „Set“—Quelle, Weisrauch; somit wäre Albert soviel als „Süßigkeit der Quelle.“

Seine Heiligkeit wurde wirklich richtig durch diesen Namen angedeutet, denn Albert war von sanften, freundlichen Manieren, wodurch er sich Allen Alles machte, um Alle für Gott zu gewinnen. Er war bewunderungswürdig durch den Glanz seiner Reinheit und bei seinem bloßen Anblick erlosch in dem Unkeuschen die Flamme der bösen Lust. Die Ehre, welche er seinem Vaterlande durch den Geruch seiner Heiligkeit verschaffte, war so groß, daß die Bewohner zweier Ortschaften, Erica und Trapani, sich um die Ehre gestritten haben, ihn zum Mitbürger zu zählen.

## 2. Kapitel.

### Erziehung im väterlichen Hause.

So wie der kleine Albert heranwuchs, wurde auch in ihm die Tugend täglich deutlicher sichtbar. Schon in seinem Aeußeren glich er mehr einem Engel des Himmels als einem Menschen; sein Muthig war immer heiter, sein Blick bescheiden, seine Haltung demüthig und doch würdevoll. Die Hinnneigung zum Bösen, die sich oft schon in

kleinen Kindern offenbart und welche die Eltern manchmal nicht rechtzeitig zu ersticken suchen, konnte man in ihm nicht sehen. Da Gott ihn schon als Kind mit seinen Gnaden überhäuft hatte, so brauchten die Eltern sich nicht viel Mühe zu geben, diese zarte Pflanze zu pflegen, die heraufsproßte, auf den Karmel um die Kirche mit ihren Blumen zu schmücken und mit ihren Früchten zu bereichern. Dennoch gaben sie sich alle Mühe, dem kleinen Albert gut zu erziehen und ihm die hl. Taufgnade zu erhalten. Sie gaben ihm überdies die besten Lehrer, die ihn in der Tugend und den Wissenschaften unterrichteten, damit er alles das könne, was einen Edelmann seiner Zeit vor dem gewöhnlichen Volke auszeichnete. Der Same, den die frommen Eltern säeten fiel auf sehr gutes Erdreich, welches hundertfältige Frucht hervorbrachte und sie waren überaus froh, zu sehen, wie Albert ihren liebevollen Sorgen entsprach. Seine Fortschritte hielten Schritt mit seinem Eifer im Studium und er war allen Kindern ein Muster des Fleißes und der Tugend, die ihm vor allem seine gute Mutter einflößte. Und so wuchs er heran wie an Alter so an Weisheit und Gnade und er zeigte sich wirklich als jener Baum, der bis zum Himmel reichte, so wie der Volksmund bei der Taufe vorhergesagt hatte.

Der Knabe war kaum acht Jahre alt, als ein vornehmer Edelmann, der aus königlichem Geblüte stammte, dem Vater eine Heirath Alberts mit seiner Tochter vorschlug. In Erinnerung seines Gelübdes, ihn Gott und der allerheiligsten Jungfrau im Karmelitenorden zu weihen, schlug Benedict dieses Anerbieten anfangs ab. Doch der Edelmann, dem die anmuthige Sittsamkeit Alberts überaus gefiel und der eine Verbindung seines Hauses mit den Abbati sehr wünschte, ließ nicht nach mit Bitten und Gründen in ihn zu dringen, so daß Benedict endlich günstig gestimmt wurde. Er legte jetzt seiner Gattin die Sache vor, die darob nicht wenig erstaunte: „Ich wundere mich sehr, mein Lieber“ sagte sie zu ihm, „hast du vielleicht das Versprechen vergeß-



jen, welches wir Gott gemacht haben, bevor er uns diesen Sohn schenkte? Weißt du nicht mehr, daß wir ihn noch vor seiner Empfängniß dem Dienste Mariens im Kloster geweiht haben? Müssen wir dann nicht daran denken, das zu thun, was wir Gott und der seligsten Jungfrau versprochen haben? Albert ist nicht unser Eigenthum, daß wir über ihn nach Gutdünken verfügen könnten; er gehört Gott und Maria an und der Orden vom Karmel ist seine Braut. Möge der Himmel es verhüten, daß wir die Sünde begehen, so treulos gegen Gott zu handeln für die er uns auf vielerlei Weise strafen kann. Halten wir doch lieber unser Versprechen, damit Albert im Kloster für uns bete und seine eigene Heiligung im Dienste des Allerhöchsten wirken könne. Laß also diesen Gedanken fallen und laß dich nicht von Menschen überreden, die mehr auf die Welt als auf Gott hören; erneuern wir vielmehr unser Versprechen und opfern wir unsern Sohn abermals der seligsten Jungfrau auf.

Glücklich der Mann, der eine fromme und kluge Frau zur Lebensgefährtin hat. Obgleich gottesfürchtig, bedurfte Benedikt doch der Stärkung in der Frömmigkeit und mit der moralischen Kraft, die Gott dem Weibe verliehen hat, brachte Johanna den Gatten wieder auf den Weg der Pflicht zurück. Die Worte, die aus einem von Liebe zu Gott brennenden Herzen hervorgingen, drangen zum Herzen ihres Gemahles, so daß er keine andere Sorge, keinen anderen Gedanken mehr hatte, als das auszuführen was er Gott und seiner lieben Mutter Maria versprochen hatte.

Nachdem die weiße Frau diesen Sieg über das Herz des geliebten Gatten davongetragen hatte, verließ sie dennoch die Sorge nicht, ihr Albert mächtlich in den Fallstricken gefangen werden, welche der böse Feind auf so vielerlei Weise der Jugend stellt. Sie sah zwar, wie er in der Tugend und Gottesfurcht heranwuchs, aber sie wußte, wie rasch manchmal das kostbare Gut der Unschuld, durch das schlechte Beispiel irgend eines sel-

chen Freundes geraubt wird. Deshalb rief sie ihn eines Tages zu sich und mit sanfter Mutterliebe eröffnete sie ihm, was sich vor seiner Geburt ereignet hatte; daß sie ihn im Verein mit dem Vater Gott und der seligsten Jungfrau vom Berge Karmel geweiht hätte; und da Gott ihr Flehen erhört habe, so müßten sie auch ihr Gelübde erfüllen. „Die Welt“, so schloß sie, „darf also keinen Theil an dir haben, denn du bist dazu geboren, um nur Gott anzugehören.“

Als der Knabe diese Worte seiner frommen Mutter hörte, entbrannte in seinem Herzen ein himmlisches Feuer und Thränen der Freude entströmten seinen Augen. Wie früher in Samuel und Johannes dem Täufer, so begann auch jetzt in Alberts Seele die Gnade Gottes Wunder zu wirken. Voller Jubel war er daß er schon vor der Geburt Gott geweiht war; die Güter der Erde verachtete er und er drückte den innigsten Wunsch aus, Gott in der Stille des Klosters zu dienen, da er schon lange die göttliche Stimme in seinem Innern gehört habe, die ihn zum Ordensstande berufe. In seiner kindlichen Freude rief er aus: „Ich bin nicht für die Welt, ich bin für Gott, ganz für Gott. Ich will nicht die eiteln Güter der Erde, in der abgeschiedenen Klosterzelle des Karmel will ich nur das Kreuz meines Herrn Jesu Christi umfassen. O Mutter bringe mich doch recht bald zum Kloster, damit Gott sich euch nicht ungnädig zeige.“

Die Mutter hatte zwar keinen Widerstand von Seiten ihres Sohnes erwartet, aber sie war ganz erstaunt in dem zarten Knaben eine solche Tugend anzutreffen und sie dankte Gott unter Thränen, daß er ihrem Albert eine Sinnesart gegeben habe, die mit ihren eigenen Wünschen und Pflichten in voller Uebereinstimmung waren. Sie bat ihren Gemahl dieser frommen Neigung ihres Kindes kein Hinderniß in den Weg zu legen.

Wenn die katholische Mutter zu ihrem Kinde in der Sprache der Religion redet, so erhält sie einen Ausdruck sanfter Macht und lieblicher Majestät, sodaß das Kind sich

bis ins Innerste getroffen fühlt und die frommen Affekte nicht verbergen kann, die durch die Worte der Mutter angeregt wurden. Die gute Mutter, die ihre Liebe und Macht zum Besten ihrer Kinder anwendet, ist der Engel der Familie. Unermeßlich ist das Wohl, welches eine solche Mutter der Familie, der Gesellschaft und der Kirche bringt. Noch immer waren es die Mütter, die ihre Kinder die Tugend lehrten, indem sie ihnen gleichsam mit der Muttermilch den Samen der Frömmigkeit und des Glaubens einflößten. Gott hat ihnen die hehre Mission anvertraut, die Familie zu heiligen, sei es durch das Beispiel der Tugend, sei es weil er in Ihnen ein Herz gebildet hat, welches durch die süße Macht der Liebe Befehle ertheilt.

Die Mutter Alberts war eine der besten ihres Geschlechtes und ihre Worte drangen in das Herz des Sohnes und ließen den Samen der Tugend aufkeimen, wie ein wohlthätiger Regen, der gutes Erdreich be-  
nezt. Kaum hatte Albert die Worte der Mutter vernommen, so widersagte er aus eigenem freien Willen der Welt, sein ganzes Streben war auf Gott und seine heilige Mutter gerichtet und er suchte nur nach Mittel, seinem Verlangen sich in der Einsamkeit des Karmels zu verbergen, nachzukommen. Eines Tages saß Albert mit seinen Eltern zu Tische, als er von dem Mahle sagte: „Heute hungerts mich nicht nach dieser Speise; ich werde davon nicht kosten, wenn ihr mir nicht die freiwillige Erlaubniß gebt, mich von Euch zu trennen, um mich mit meinem Vater und meiner Mutter, die

im Himmel sind, zu vereinen und ihnen im Kloster zu dienen, wie ihr es versprochen habet. Gebt mir also euren Segen, denn dies ist die Speise, nach der ich heute hungere und sie wird mich völlig gesättigt und zufrieden machen.“

Die Eltern waren tief bewegt bei dem Ernst ihres Söhnleins, aber sie erwarteten nicht, schon so bald von ihm, der die Freude ihres Alters war, getrennt zu werden. Die fromme Mutter freute sich über den Entschluß Alberts zugleich aber hatte sie das bittere Vorgefühl der Trennung; der Vater, obwohl bereit sein Versprechen zu erfüllen, fühlte das ganze Gewicht des Opfers und er hätte gern noch länger sich der Gegenwart seines Sohnes erfreut. Beide überhäufte ihn mit Liebkosungen, forderten ihn auf zu essen und, ob schon es ihnen das Herz zerriß, versicherten sie ihm, daß er die gewünschte Erlaubniß sowie den elterlichen Segen erhalten werde. Jedoch der Herr wollte den Starkmuth Alberts noch prüfen, als nach dem Mahle sein Vater ihn zu sich rief und sagte: „Mein lieber Sohn! du kannst es also über's Herz bringen, mich elend und traurig zu verlassen, wo ich dachte dich noch länger um mich zu haben? O wie schmerzlich, wie bitter ist mir diese Trennung! Aber ich habe mein Versprechen nicht vergessen und weil du so sehr nach der klösterlichen Einsamkeit verlangst, so gebe ich dir meinen Segen; gehe zum Karmel im Frieden des Herrn!“ Desgleichen erhielt er den Segen der Mutter, deren Herz vor Wonne und Trauer zugleich überströmte.

(Fortsetzung folgt.)

## G e b e t.


Vater im Himmel,  
Vater der Erde,  
Ueber die Welten  
Sprichst du dein Verbe!  
Nährest mit Gräsern  
Die blöckende Herde,  
Kleidest der Blumen  
Zierlichen Halm,

Streust deine Farben  
Vom Thale zur Alm,  
Lehrest den Vogel  
Sein Morgengebet,  
Kannst du vergessen,  
Wenn arm vor dir steht  
Eines der Kinder  
Und Brod von dir fleht!

Balingen.

Elise Miller.

## Ein unerwarteter Besuch.

n einer kleineren Stadt wurde einst an einem Samstag, und zwar gegen Mitternacht, an der Thür des Pfarrers einer Muttergottes-Kirche stark geläutet. Eine alte

Frau stand vor der Pforte und bat, eiligst mit der heiligen Wegzehrung zu einem Kranken zu kommen. Sie bezeichnete genau die Gasse und das Haus und ging, als sich der Priester mit dem Allerheiligsten auf den Weg machte, voran, um selbst den Weg zu zeigen. Der Geistliche folgte ihr nach, allein plötzlich war sie ihm aus dem Gesicht verschwunden. Indes bemerkte er auch, daß er bereits vor dem ihm so deutlich beschriebenen Hause stehe. Er läutete an. Niemand machte auf. Endlich, nach langem vergeblichen Schellen sah ein alter Herr aus dem oberen Stockwerk heraus und rief fragend herab, wer noch so spät in's Haus hinein wolle.

Der Priester antwortete, er komme, um einem schwer Erkrankten, zu dem man ihn gerufen, die Tröstungen der Religion zu bringen.

„Hier im ganzen Hause ist wohl Niemand krank“, entgegnete der alte Herr, „allein es regnet in Strömen, und wenn Sie deshalb herauf kommen und besseres Wetter abwarten wollen, so sind Sie mir willkommen. Ich selbst leide ohnehin an Schlaflosigkeit.“

Der Geistliche, der von dem so schnell eingetretenen Regen schon durchnäßt zu werden anfing, war nun froh, einen kurzen Unterstand zu finden. Als er in das Zimmer eintrat, fiel ihm alsbald ein großes Madonnen-Bild in die Augen, vor welchem ein Lämpchen brannte. „Da bin ich doch in ein frommes Haus geführt worden,“ rief er angenehm überrascht aus.

„Ich bin ein Weltmann, der dem Fortschritt huldigt,“ sagte der alte Herr trocken, „und halte auf Bilder und Formen nichts, allein meiner verstorbenen Mutter zu Liebe, welche dieses Madonnenbild hoch in Sch-

ren hielt, weil sie eine fromme katholische Seele war, habe ich es aufbewahrt und habe sogar ihre Gewohnheit beibehalten, an jedem Samstag, wie sie zu thun pflegte, das Lämpchen selbst anzuzünden.“

Während dieser Rede waren sie in ein Seitenzimmer getreten. Ueber dem Schreibtisch hing das Porträt einer Frau in der Tracht einer alten, längst entchwundenen Zeit. Als der Hausherr bemerkte, daß der Geistliche aufmerksam das Bild betrachtete, sprach er voll Nührung, indem er mit der Hand auf daselbe deutete: „Das war meine unvergeßliche Mutter! Wie inbrünstig betete sie oft vor diesem Madonnen-Bilde! Auch sagte sie manchmal, sie hätte für mich gebetet. Ja, als sie im Sterben lag, stammelte sie noch: „Mein unglücklicher Sohn, sollte ich in den Himmel kommen durch Gottes Erbarmen, dann will ich so lange um die Fürsprache der heiligen Mutter Gottes bei ihrem Sohne sehen, bis du befehrt sein wirst! Ach, gar gern hätte sie mich zu dem guten Hirten zurückgeführt, allein,“ bemerkte er lächelnd, „mir wollte die Beichte nicht behagen.“ Indes kam er nach und nach auf einige seiner Erlebnisse zu reden. Er erzählte mit Offenherzigkeit seine Jugend- und Entwicklungs-geschichte, ebenso einige spätere Begebenheiten seines Lebens, ohne, wie es schien, seine Fehler verschweigen oder beschönigen zu wollen.

„Sie sind sehr gegen die heilige Beichte,“ nahm endlich, als er geendigt, der Geistliche das Wort, „und Sie haben mir doch Ihr Inneres in solcher Weise erschlossen, daß Ihre Seele unverhüllt vor meinem geistigen Auge steht. So genau glaube ich Sie nun zu kennen, daß ich Ihnen alsbald die Absolution ertheilen dürfte.“

„O wenn Sie das könnten!“ rief Jener gerührt aus. „Es sind mehr als 30 Jahre her, daß ich die heilige Communion nicht mehr empfangen,“ sagte er mit bewegter Stimme, indem er wehmüthig zu dem Por-

trait seiner Mutter auffah, als drängte es ihn, sich selbst anzuklagen. Plötzlich rief er, wie von einer höheren Eingebung begeistert indem er beide Hände des Priesters erfaßte: „Bei dem Andenken meiner frommen, unvergeßlichen Mutter, ich nehme Sie beim Wort, hochwürdigster Herr! Jetzt wäre ich in der Stimmung, eine reuathige Beichte abzulegen können Sie mir dann wirklich die Absolution ertheilen? Und wenn dieses der Fall wäre, ach, so reichen Sie mir gleich jetzt auch die hl. Communion.

Nachdem nun der tief gerührte Greis in die Knie gesunken, vor dem Priester eine vollständige Beichte abgelegt und das Apostolische Glaubensbekenntniß nachgebetet hatte, empfing er, wie aufgelöst in's Himmlische, mit Andacht und aller Inbrunst der Liebe das hochheilige Sakrament des Altars.

Als der Geistliche hierauf, nachdem er noch einige belehrende und erhebende Worte an den Büsser gerichtet, der nun zum wahren Fortschritt, weil zur Gemeinschaft mit dem Gottnenichen Jesus Christus gelangt war, sich verabschiedete, überkam es sein Gemüth wie Engelsfriede. Es war ihm, als ob das Bildniß der abgeschiedenen Mutter des Befehten heiteren Blickes, ja, wie verklärt auf ihn herabsehe, und es kam ihm, in diesem Augenblicke wie bekannt vor.

Auf dem Heimwege dachte er in christlicher Demuth über das Erlebte nach. Er wandelte dieselben Straßen nach seiner Wohnung, und die alte Frau, die ihn begleitet hatte, kam ihm wieder in's Gedächtniß zurück. Die Frage, wer sie gewesen und

warum sie so plötzlich seinen Blicken entschwunden, drängte sich in ihm auf, allein je mehr er über die Sache nachsann, desto mehr verwirrten sich seine Gedanken. Aber das Portrait kam ihm immer bekannter vor. Endlich sah er wieder jene alte Frau lebhaft in der Erinnerung vor sich stehen, und ihre Züge, ja, so hatten sie aus dem Rahmen bei seinem Eintritt in das Zimmer trauernd auf ihn herabgeblickt. Unruhig war sein Schummer, als er zu Bett gegangen war. Im Traume sah er seinen greisen Neubekehrten auf den Knien und hörte sein sehnsüchtiges Beicht- und Communionverlangen. Zwischen Schlafen und Wachen war es ihm, als würde das Sterbeglöcklein geläutet, und er betete halb schlummernd für den ihm unbekanntem Sterbenden, daß ihn Gottes Güte und Erbarmen begnaden und ihm ein seliges Sterbestündlein gewähren möge.

Als er am folgenden Morgen fragte, ob der weitere Verlauf der Nacht ohne Störung gewesen, vernahm er, daß die Sterbeglocke wirklich geläutet worden war, weil jener alte Herr, bei welchem er in jüngster Nacht gewesen, plötzlich durch den Schlagfluß den Tod gefunden habe.

Hier hat also die treue Verehrung der allerheiligsten Jungfrau Maria durch eine fromme Mutter dem verirrtten Sohne derselben noch die Gnade der Befehtung vor seinem Ende auf eine so wunderbare Weise erwirkt, vielleicht als mindester Segendant der erbarmungsvollen Himmelstönigin für die ihr zu Ehren so treulich unterhaltenen Samstags-Abend-Lampe.

Gerade der hl. Rosenkranz will, daß Gott in allen Dingen gepriesen werde. Gottes Verherrlichung—das ist der letzte Zweck des Rosenkranzes. Der Rosenkranz gibt die rechte Richtung nach oben. Da bleibt denn auch der Segen von oben nicht aus, der das Siegel und Pfand, das Angeld und der Erstling der ewigen Herrlichkeit ist.

Was erinnert uns mehr an unsere Bestimmung, als der Rosenkranz? Er erzählt uns vom verlorenen Paradies. Er sagt uns Wie ein Pfeil abgeschossen wird, so vergeht unsere Zeit. Nur einer vergeht nicht, wenn auch alles wanke und weicht das ist der ewige Gott Wann Jesus mit uns ist, dann haben wir das Paradies.

## Selig die Barmherzigen.

**A**uf der Insel Sanciano, auf welcher der hl. Franziskus Xaverius dieser große Apostel Indiens zuletzt wirkte und starb, und die nicht weit von der Stadt Macao entfernt ist, lebte ein vermöglicher und sehr wohlthätiger Kaufmann, Namens Pietro Veglio, welcher ein großer Freund und Verehrer des Heiligen war. Eines Tages kam dieser zu dem kinderlosen Kaufmann, um ein bedeutendes Almosen von ihm zu verlangen, damit ein Mädchen, dessen Tugend in großer Gefahr sich befand, auszustatten. Der heilige Franz traf seinen Freund, wie er gerade auf seinem Schiffe mit einigen andern Karten spielte. „Pater“, sagte Pietro lachend, „ihr kommt zur un-rechten Zeit.“

„Jede Zeit“, entgegnete der Heilige, „ist recht, um Gutes zu thun, und der Augenblick jetzt, wo ihr Geld unter den Händen habt, ist der allerbeste.“

„Aha, ich verstehe“, sagte jener, der immer heiter aufgeräumt war, griff in die Tasche und bemerkte: „Man muß ja doch immer euern Willen thun, damit ihr einen in Ruhe laßt. Da habt ihr den Schlüssel zu meinem Pulte, nehmt euch Geld soviel ihr wollt.“

Der heilige Apostel nahm 300 Cruzados ungefähr 600 Frank, und brachte den Schlüssel wieder dem Kaufmann. Als das Spiel beendet war, ging Pietro an sein Pult, zählte aus Neugierde sein Geld und fand, daß kein Heller daran fehlte. Voll Verwunderung suchte er den heiligen Franz auf und machte ihm sanfte Vorwürfe, daß er sein Anerbieten nicht angenommen habe. „Seid versichert“, entgegnete der Heilige, „daß ich aus euerm Pulte 300 Cruzados genommen habe.“

„Ich sage euch aber“, erwiederte der Kaufmann, „daß an meinem Gelde nicht

das mindeste fehlt. Nun gut, lieber Pater, Gott verzeihe euch. Ich gab euch den Schlüssel in der Meinung, mit euch die 30,000 Cruzados, welche in dem Pulte waren, zu theilen.“ Dies sagte er mit solcher Aufrichtigkeit, daß der Heilige voll Bewunderung über solche Großmuth ihn liebevoll anblickte und ihm sagte: „Pietro, euer Anerbieten wurde von Gott angenommen, welcher auf die gute Meinung im Verborgenen sieht. Euch wird es niemals am Nothwendigen zu einem zufriedenen Leben fehlen, und bevor es zu Ende geht, wird er euch ein Anzeichen geben.“ Da der heilige Franz dieses Zeichen nicht angab, fragte ihn Pietro danach, und der Heilige antwortete ihm: „Wenn euch der Wein im Munde bitter schmecken wird, dann bereitet euch auf das Sterben vor.“ Der Kaufmann lebte sehr lange, stets gesund, glücklich und in den besten Verhältnissen.

Eines Tages saß er mit einigen Freunden zu Tisch. Bei dem ersten Schluck Weins schmeckte er ihn bitter wie Galle. Er ließ ihn seine Gäste versuchen, und diese sagten, der Wein sei vortrefflich. Pietro wuschelte die Becher, ließ danach andern Wein kommen, er hatte aber stets den sehr bitteren Geschmack. Jetzt erinnerte er sich der Weissagung des heiligen Franz, erzählte dieselbe, begab sich sogleich in sein Zimmer, vertheilte sein Vermögen unter die Armen, empfing die heiligen Sterbesakramente und ließ sich auf einer Todtenbahre in die Kirche tragen und ein feierliches Hochamt halten. Alles Volk strömte zusammen, um einem so unerhörten Ereigniß beizuwohnen. Nach beendigtem Gottesdienste traten die Diener des Kaufmanns an die Bahre, um ihm zu helfen, sich zu erheben. Er war aber sanft entschlummert. Noch heute lebt das Andenken an diese merkwürdige Begebenheit in den Herzen der Einwohner von Macao.

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

## Editorielles.

### Die hl. Theresia.

Am 15. d. M. begeht die katholische Kirche das Fest der hl. Theresia. Wie eine wahrhaftige Wunderblume blüht diese seraphische Erscheinung im Gnadengarten der Kirche. Namentlich darf sich der Karmeliter-Orden des Andenkens der großen Heiligen freuen, die unter den edelsten und vollkommensten ihres Geschlechtes auf ewige Zeiten hin glänzt.

In ihrem achtzehnten Lebensjahre trat Theresia von Cepeda zu Avila in Kastilien, ihrer Vaterstadt, in das dortige Kloster der Karmeliterinnen ein, um ein beschauliches Leben zu führen.

Auf welchen Wegen des inneren Gebets und der höheren Betrachtung, durch welche Körper- und Seelenleiden, durch welche übernatürliche Erscheinungen und Mittheilungen sie da vom Herrn 30 Jahre lang zur Vollkommenheit der Gottesliebe geführt worden; wie sie dann von Gott zur Erneuerung ihres Ordens in der ursprünglichen, ja in noch höherer Keinheit und Strenge berufen ward; unter welchen Hindernissen und Prüfungen sie dies Gotteswerk in der Kirche zu Stande gebracht; wie sie in ihrem ersten Reformkloster zu St. Joseph in Avila zwischen ihren geistlichen Töchtern, wie ein Seraph zwischen ihm untergeordneten Engeln, wandelte, das hat sie in ihrer von ihr selbst geschriebenen Lebensgeschichte, die auch ihre Gebetsgeschichte heißen könnte, erzählt. Ungeachtet unsäglicher Schwierigkeiten errichtete sie in 20 Jahren 16 Frauenklöster. Der ganze Orden wurde durch sie reformirt.

Den hl. Johannes vom Kreuz, einen der großartigsten Heiligen der Kirche, machte sie zum Stifter der barfüßigen Karmeliter, die

sich in der Folge über die ganze Christenheit ausbreiteten.

In jenem altkatholischen Lande, das Theresia zu seinen erlauchtesten Töchtern und gar zu seinen klassischen Schriftstellern zählt, lebte zu ihrer Zeit in allen Schichten seiner Bevölkerung eine Glaubenskraft, die alles, was das Reich Gottes und dessen Gerechtigkeit betraf, mit Liebeseißer erfaßte und förderte. Heute ist diese Liebe erkaltet, weil dieser Glaube geschwächt ist, in Spanien wie in andern Ländern der Christenheit. Damit ist aber auch untergegangen, was der Herr denen, die das Reich und Recht Gottes suchen, beizuwenden versprochen und was Er jenem katholischen Lande Jahrhunderte lang in vollstem Maß verliehen hatte, Reichsmacht und Kriegsrühm, Staatswohl und Bürgerglück. Mit virtuoser Verdrehung der geschichtlichen Wahrheit schreiben die Feinde der Kirche und ihrer Orden den heutigen staatlichen Verfall Spaniens der Begüterung der Kirche und dem Bestand der vielen Klöster dort zu, freilich ohne zwischen diesen Erscheinungen irgend welchen ursachlichen Verband nachweisen zu können; während in der That solcher Verfall daselbst erst von der antichristlichen Geheimbündelei und Revolution mit ihrer Kirchenplünderung und Klösterstürmung herbeigeführt worden ist, und mit gänzlichem Staatsruin und Nationaluntergang vollendet werden wird, wenn nicht außergewöhnliche Hülfe von oben Rettung schafft.

Der Namenstag der Heiligen, den das ganze spanische Volk noch mit großer Begeisterung alljährlich begeht, sollte heuer mehr als je zuvor es an die Glorie jener thesesianischen Zeit erinnern, in welcher es so allherrschend, so fromm und glücklich war. Ein Vergleich zwischen damals und

jetzt dürfte die Nation erkennen lassen, was die Ursache ihres Niederganges war, die Hoffnung ihrer Zukunft ist.

\* \* \*

## Professor Heinrich Schmitt.

### Ein deutsch-amerikanischer Künstler.

Daß auch in diesem Lande der Prosa die Wunderrose der katholischen Poesie blüht, die katholische Kunst herrliche Gebilde schafft, haben wir unsern Lesern schon früher dargelegt. Namentlich hat das Deutschthum hier sich auch in dieser Beziehung hervorgethan. Im vorigen Jahrgange der „Rundschau“ haben wir dem Poeten Dr. Gustav Brühl, und dem Lieddichter Rev. L. Bonvin, S. J., ein Ruhmesblatt gewidmet; heute wollen wir eines deutsch-amerikanischen Bildhauers gedenken, dem selbst in Deutschland die ehrenvollste Auszeichnung zu theil wurde.

Das hübsche Bild „Rosa mystica“, welches diese Nummer unserer Schrift zu Ehren unserer Lieben Frau vom Berge Karmel schmückt, ist die Photographie einer Statue, welche in der Jahresausgabe 1895 der deutsch. Gesellschaft für Christliche Kunst in München folgender Kritik gewürdigt wurde

„Bildhauer Heinrich Schmitt in Buffalo, hat sich jene himmlische Frau zum Vorbild gewählt, welche von jeher Dichter wie Künstler zu ihren herrlichsten Schöpfungen begeisterte.

Die Kirche, die göttliche stellt nicht  
Schöneres dar auf himmlischem Throne,  
Höheres bildet  
Selber die Kunst nicht, die göttlich geborne  
Als die Mutter mit ihrem Sohne.

(Schiller.)

Durchdrungen vom Bewußtsein ihrer erhabenen Würde, die Mutter die es Kindes zu sein, tritt uns Maria in feierlicher fast klassischer Ruhe entgegen, das Auge gesenkt, als ob sie nachdächte über das große Geheimniß der Menschwerdung. „Sie aber bewahrte all seine

Worte in ihrem Herzen.“ (Luk 2, 51.)

Das Gotteskind, in frischer Natürlichkeit aufgesetzt, wendet huldreich das Köpfchen hernieder zum frommen Väter. Die eine Hand hat es vertrauend in die der Mutter gelegt, während die andere an ihrem Busen ruht. Wie die Mittelalterlichen dem Jesus-Kind gerne einen Vogel, eine Traube oder auch eine Blume in die Hand geben, so hält daselbe hier eine Rose: in Beziehung auf die Mutter, die „Rosa mystica“, die aller Blumen Preis, aller Jungfrauen Kro...e, die Gebenedeute unter den Frauen ist.

Heinrich Schmitt ist von Geburt ein Deutscher. Geboren am 5. Juli 1860 zu Mainz und früh schon der Eltern beraubt, ging auch er den dornenvollen Weg des ersten Strebens, bis er in Ravensburg bei dem Knabl-Schüler Gebhard Müller und später in München bei Bildhauer Dressel verständnißvolle Förderung seiner künstlerischen Neigungen fand. In der großen Kunststadt war auch Gelegenheit geboten, anatomische Vorlesungen zu hören, sich im Skizziren und Modelliren zu üben und so einen tüchtigen Grund zu legen, auf dem er dann, einer Aufforderung nach Amerika zu kommen folgend, dort emsig weiterbaute. Ein größerer Auftrag führte den Künstler 1892—94 wiederum nach München zurück, und hier entstand die Rosa mystica für eine katholische Kirche zu Buffalo. Gegenwärtig ist der Künstler mit der Ausführung von acht Statuen für die Sankt Anna Kirche zu Buffalo beschäftigt.“

Inzwischen ist noch eine ganze Reihe herrlicher Werke aus dem Atelier des hiesigen Meisters hervorgegangen. Darunter eine große Kreuzigungs-Gruppe, welche die Hauptzierde der Kirche zur Schmerzhafsten Mutter Gottes ist, wo auch „Rosa mystica“ ihren dauernden Platz gefunden.

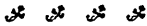
Der hochgelehrte und feine Kunstkenner Rev. Dr. A. Heiter, der Rector der Gemeinde, zollte Herrn Schmitt in der „Christliche Woche“ in einem längeren Artikel über „Professor Heinrich Schmitt's Meisterstück“

die höchste Anerkennung. Er jagte unter Anderem:

„Als wir vor einigen Wochen die Ausstellung in Chicago besuchten, und in der Kapelle des deutschen Hauses die herrlichen Statuen betrachteten, welche die Firma Meyer aus München dort ausstellte, bewunderten wir vor allem die große Kreuzigungsgruppe, wie die unsere aus Holz geschnitten und sehr gelungen polychromirt. Wir glaubten damals, ein besseres Werk sei noch nicht hier eingeführt worden.

Heute wissen wir, daß das Meisterwerk unseres einheimischen Künstlers jene Gruppe weit übertrifft an Originalität, an Umfang, an Technik und Wirkung.“

Möchte der schaisensfrohe junge Künstler seinem edlen Verufe recht lange erhalten bleiben und in diesem Lande der Beachtung gewürdigt werden, die ihm in Anbetracht seiner brillanten Leistungen in höchstem Maße gebührt.



### Die Krisis in Frankreich.

Kriegsminister Cavaignac glaubt trotz der fürchterlichen Blamage noch der Herr der Lage bleiben zu können. Statt für seinen schweren Irrthum Buße zu thun, wie der Generalstabschef Boisdeffre, ließ er durch die befreundeten Zeitungen und Abgeordneten möglichst laut in die Welt hinausposaunen, er sei „nach wie vor“ und „mehr als je“ von der Schuld des Dreyfus überzeugt und denke nicht an eine Wiederaufnahme des Prozesses. Bis hier war es freilich dem Fanatiker Cavaignac stets geglückt, das sog. Ministerium Brissou zu tyrannisieren; aber nachdem die Urtheilslosigkeit Cavaignacs sich so „glänzend“ erwiesen hatte und die öffentliche Meinung anfang unzufschwenken, da jagte nun endlich die Mehrheit der Minister den Muth, eine eigene Meinung über die kritische Angelegenheit zu haben. Cavaignac blieb mit seiner „unerlöschütterlichen“ Ueberzeugung in der Minderheit und mußte seine Entlassung geben. Das hätte er freilich, wenn er nicht gar zu

selbstgefällig gewesen, schon sofort nach der Enthüllung des ungeheuren Irrthums thun sollen. Auch jetzt glaubt Cavaignac sich noch als Helden aufspielen zu können. Während „gewöhnliche“ Minister still von dannen gehen, richtet er einen selbstbewußten Abschiedsbrief an den Ministerpräsidenten Brissou und sorgt für Veröffentlichung desselben. Diese Aufspielerei hat übrigens ihr Gutes. Denn nun wird öffentlich klargestellt, daß Cavaignac wegen seines Widerspruches gegen die Wiederaufnahme des Prozesses zurücktritt, daß also die verbleibende Mehrheit des Ministeriums nicht mehr gegen die Wiederaufnahme ist.

Danach ist der Umschwung in der Dreyfusache schneller vor sich gegangen, als wir erwartet hatten. Es fragt sich nur, ob nicht in dem entscheidenden Augenblick noch ein Rückschlag eintreten kann. Die öffentliche Meinung in Frankreich ist unberechenbar, und von deren Wellenbewegung hängen schließlich auch die Kammer und das Ministerium ab. Vielfach fordert man die sofortige Einberufung der Kammer. Wenn die Regierung darauf eingeht, so kann man sich auf eine weitere Verschleppung der traurigen Angelegenheit gefaßt machen. Die Regierung Brissou's würde aber in der That dem Lande eine große Wohlthat erweisen, wenn sie ohne weiteres die Wiederaufnahme des Dreyfus-Prozesses anordnet und dadurch die Erlösung des Landes von dem fürchterlichen Alpdruck der letzten Jahre sichert. Aber die „rettende That“ steht noch immer aus. Die nächsten Tage müssen zeigen, ob das Ministerium Brissou Kraft zum Handeln hat.

Inzwischen verharren die Dreyfusfreier bei dem bekannnten Spiel, die Wiederaufnahme des Prozesses als den Anfang des Krieges mit Deutschland hinzustellen. Auch ein Zeichen des unglaublichen Mangels von Urtheil! Die Angst-Propheten glauben nämlich noch immer an die Echtheit der Briefe Kaiser Wilhelms an Dreyfus, die sich in den „geheimsten“ Akten befinden sollen. Und sie trauen dem Deutschen Kaiser nicht



## Was ist Ewigkeit?

bloß den sonderbaren Geschmack zu, mit einem verrätherischen französischen Offizier in Verbindung zu treten, sondern obendrein noch die Fähigkeit, wegen der Enthüllung solcher Dinge einen Krieg anzufangen.

Wunderliche Leute. Und wenn wir auf unsere Glaubensgenossen in Frankreich blicken, die kirchlich gesinnten Katholiken, so müssen wir leider seufzen:

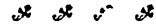
Es thut mir in der Seele weh,  
Daß ich Euch in der Gesellschaft seh!

Alle die Dummheiten und Verirrungen der Dreyfußheke haben die Conservativen mitgemacht. Urtheilslos und erbarmungslos haben sie mitgezogen an dem Stricke, den Henry und Genossen einem Unschuldigen um den Hals geworfen hatten. Sie sind mit der Kanaille von Paris durch dick und dünn gegangen in der kurzschichtigen Hoffnung, einen Antheil an der Macht zu erobern. Ihre erste bittere Enttäuschung war der Sturz des Ministeriums Meline und die Bildung einer Regierung, die grundsätzlich das Zusammengehen mit der Rechten ablehnt. Dadurch war die Speculation auf die Macht vorläufig vereitelt. Nun ist auch die Ehre noch in die Brüche gegangen, denn jetzt stellt sich heraus, daß leider nicht die Katholiken, sondern die gegnerischen „Intellectuellen“ der Wahrheit und der Gerechtigkeit gedient haben. Es ist geradezu wunderbar, wie die gutgesinnten Katholiken in Frankreich neben einer staunenswerthen Leistungsfähigkeit in den kirchlichen „Werken“ eine so fürchterliche Unfähigkeit in der Politik entfalten können. Sowie die Politik in Frage kommt, kehren sie die sämmtlichen Nationalfehler der Franzosen in aller Schärfe heraus. Wir bedauern das—nicht aus Eigennuß (denn Deutschland wird mit den französischen Thorheiten schon fertig, ob es etwas mehr oder weniger sind), sondern im Interesse der katholischen Sache, die durch solche Mißgriffe leidet. Ob den französischen Katholiken nun nicht endlich ein Licht aufgeht?

Die gewöhnliche Antwort lautet: Die Ewigkeit ist eine in's Unendliche verlängerte Zeit. Diese Bezeichnung ist eine Illusion. Wäre es wirklich so, so wäre die Ewigkeit nichts anderes, als der Zustand des ewigen Juden, der Jahrtausende hindurch ruhelos dahinschreitet. Das wäre nur die fortgesetzte irdische Zeit selbst und also auch das Unbefriedigende derselben nicht davon zu trennen. Diese Vorstellung ist aber in sich selbst mit einem Widerspruch behaftet. Unendlich ist nur, was eine schlechtthin unbegrenzbare Lebensfülle in sich trägt. Die irdische Zeit hat aber im steten Fluße des Werdens und Vergehens keinen bleibenden Bestand. Für den Anfang dieses Flusses muß aber eine Grundursache gedacht werden, welche selbst über diesen fließenden Wechsel erhaben ist. Müssen wir aber einen Anfang der irdischen Zeit zugeben, so können wir auch der Möglichkeit eines Endes derselben nicht widersprechen. Die Lösung des Problems der irdischen Zeit ist also nur in einer höheren Existenzweise zu suchen und zu finden. Die Vorstellung einer grenzenlosen Zeit beruht auf einer baaren Selbsttäuschung. Wir können uns zwar Millionen, Billionen, Trillionen Jahre einander gereiht denken. Nach deren Verschwinden bleibt aber ein pures Nichts übrig. Wenn es für den Menschen keine andere Zeit gäbe, so würde sich Alles in eine sich stets erneuernde Vernichtung, kurz in ein Nichts auflösen, welche Ansicht eben die bittere Frucht des Pantheismus ist, die sich in der Formel ausdrückt, daß es nur ein Diesseits, kein Jenseits gebe. Die Ewigkeit kann also nicht als eine unendliche Multiplikation der Zeit, sondern nur als eine von der zeitlichen Existenz qualitativ verschiedene Seinsweise, als ein in seinen Grundbedingungen anderer und höherer Zustand verstanden und begriffen werden. Haben wir nun oben erkannt, daß unsere irdische Zeit nur die Folge des Falles des Menschen aus seiner ursprünglichen Exi-

tenzweise ist, so kann die Ewigkeit nichts anderes sein, als die Wiedereinsetzung in seine ursprüngliche Verbindung mit dem verlorenen Lebenscentrum. Die Ewigkeit ist also nichts anderes, als der Zustand der Vollendung der Creatur. Die Vollendung ist aber die Verwirklichung der einer Creatur zum Grunde liegenden schöpferischen Idee. Ist dies recht erkannt, so ergeben sich alle Fundamental-Wahrheiten des Christenthums von selbst. Besteht das Wesen unseres Zeitlebens darin, daß es nur zwei Dimensionen hat, die Gegenwart ihm aber gebricht, so wird das Wesen der Ewigkeit eben darin bestehen, daß die bis dahin der Creatur verschlossene Gegenwart sich in ihr offenbare. Das zeitliche Leben, im Conflict zweier Gegensätze sich bewegend, hat auch seine Gefahr des Daseins. Die lichten Höhen der Ewigkeit wie die Tiefen des Abgrundes stehen ihm zur Seite, es kann auf einer aufsteigenden, es kann aber auch auf einer absteigenden Linie sich bewegen. Wo hin der Schwerpunkt seiner Entwicklung fällt, dem wird es sich einverleiben, und sich darin fixiren. So kann in dem Menschen das Gute oder das Böse zur herrschenden Macht sich gestalten. Hat der Mensch im Bösen sich fixirt, so ist seine Existenzweise noch viel gebundener, als jene in der irdischen Zeit. Man könnte sie daher die unterzeitliche Region nennen. Bewegt sich daher die irdische Zeit mit ihren zwei Dimensionen im Glauben an die Vergangenheit und der Hoffnung auf die Zukunft, so verschwinden Beide in der einzigen Dimension der überzeitlichen Region, nämlich in der perennirenden Gegenwart einer überschwenglichen Liebe der Creatur zu ihrem Lebens-Centrum. Die dritte unterzeitliche Region ist Centrumleer, sie hat keine Hoffnung auf die Zukunft, und erfüllt sich daher mit Verzweiflung. Dante, der Dichtersfürst des Mittelalters, jagt daher in der Ueberschrift über dem Eingange zur Hölle: *L a s t , d i e i h r e i n g e h t , a l l e H o f f n u n g f a h r e n*. In dieser dritten Region waltet nur der seine Inpotenz immer auf's Neue

wahnehmende Zerstörungseifer, also eine unbedingte Verneinung aller Gegenwart und alles Bestehens. In dem Begriffe der irdischen Zeit liegt also schon der Begriff der Möglichkeit einer Erlösung von dem Fluche der in dem irdischen Zeitbegriffe ausgesprochenen Eitelkeit. Damit ist zugleich die Unmöglichkeit ausgesprochen, sich selbst zu erlösen, oder sich in das wahre überzeitliche Leben zurück zu versetzen.



Wie unglücklich ist der arme Arbeiter, wenn er keine Religion hat, zumal dann, wenn Kreuz und Leiden über ihn hereinbrechen. Es gilt das natürlich nicht allein vom Arbeiter, sondern überhaupt von allen religionslosen Menschen. Ein religionsloser Mensch ist zwar nie und kann nie wahrhaft glücklich sein im Leben, was er auch immer thun und treiben, wie er auch immer anscheinend das Leben genießen mag; recht unglücklich ist er aber erst im Leiden. Was könnte auch einem religionslosen Menschen Trost verleihen, wenn Kreuz und Leiden über ihn hereinbrechen? Ist doch der Kreuzesweg an sich immerhin ein beschwerlicher Weg, der nur durch die Gnade Gottes und die trostvollen Aussichten, welche die Religion den gottergebenen Dienern Gottes für das andere Leben macht, geebnet und gangbar gemacht werden kann. Wo dieser ermuthigende Blick ins Jenseits auf die daselbst zu erwartenden herrlichen Belohnungen fehlt, da ist der Weg des Kreuzes unerträglich. Nicht selten rachen daher solche unglückliche Menschen, denen der Trost und die Kraft der Religion im Leiden fehlen, durch Selbstmord ihrem traurigen, trostlosen Dasein ein Ende. Ein gläubiger Christ, der von den Wahrheiten der heiligen Religion durchdrungen ist, der nicht nur jene für den Leidenden so trostvollen Wahrheiten, sondern auch die für den unbußfertigen Sünder so schrecklichen und erschütternden Wahrheiten kennt, glaubt und heilsam davon durchdrungen ist, ein solcher wird niemals, den vollen Gebrauch seines Verstandes vorausgesetzt, ein Selbstmörder

werden. Der Selbstmord ist gewöhnlich nur das unglückliche Loos der Ungläubigen oder Geisteskranken.

Wie sollte auch der gläubige Christ, der Mann der Religion, zu einem so unseligen Schritte kommen. Bietet doch die Religion so viele Trostgründe im Leiden, so viele Mittel und Beweggründe zur Geduld, zur Ergebung in den Willen Gottes, ja gar zur Freude, daß sie gerade im Leiden am allertheuersten und werthvollsten erscheint. Was der Balsam für die körperlichen Wunden ist, das ist die Religion für die durch Sünden, durch Kreuz und Leiden, oder was immer für Schicksalsschläge keimgesuchte und verwundete Seele. Oder ist es nicht wahrer Himmelsbalsam, wenn die Religion zum leidenden Menschler spricht: Harre aus, mein Christ! Denn Leiden ist das Loos aller Sterblichen, die als Sünder von Adam abstammen. Leiden war sogar das (allerdings freiwillige erwählte) Loos des göttlichen Heilands selber, Leiden das Loos seiner unbefleckten empfangenen und sündenlosen Mutter, Leiden das Loos aller Heiligen. Durch Kreuz und Leiden, mit Geduld ertragen, gelangt man zur Himmelsfreude. Per crucem ad lucem. So lehrt und tröstet zugleich die Religion im Leiden. Derjenige, der das Kreuz uns schickt, ist heilig und gerecht, ist die Liebe und Güte selbst, ist unser bester Vater, der in allem, was er thut und über uns verhängt, nur unser Bestes will. Wenn er uns hier leiden läßt, so wird er uns später nach dem Tode um so

eher in seinen schönen Himmel aufnehmen. Harren wir also standhaft aus im Kampfe, werden wir nie muthlos und verzagt, dann wird auch bereinigt der Lohn im Jenseits uns nicht verloren gehen.

O welch ein Schatz, welch ein kostbares Gut ist doch die Religion für den Menschen! In gesunden und kranken Tagen, in Freud und Leid, in allen Wechselfällen dieses Lebens ist sie uns eine treue Freundin, Rathgeberin, Führerin und Lenkerin. Möchten wir nur stets, ihrer Leitung uns anvertrauen, nur stets nach ihren Vorschriften unser Leben einrichten. O wie glücklich würden wir dann sein! Wie würden wir dann auch so recht des schönen Christus Namens würdig sein. Es genügt nicht die Religion auf die Kirche und die religiösen Uebungen zu beschränken, nein, sie muß sich auch in unserem ganzen Leben offenbaren, sie muß unsere Arbeiten und Beschäftigungen, unser Verhältniß zu den Mitmenschen, unsere Freuden und Erholungen und endlich auch unser Verhalten in Kreuz und Leiden regeln und durchdringen nur so kann sie uns das sein, was sie nach dem Willen Gottes sein soll: Eine Verbindung des Menschen mit Gott, eine Lehrerin und Führerin des Menschen auf dem Wege des göttlichen Willens, der ihn sicher führen wird in unsere wahre Heimath, den Himmel. Und die Religion, dieses werthvollste Gut des Menschen, will man dem armen Manne rauben! Welch ein Verbrechen!

Maria ist voll Güte, voll Milde, voll Theilnahme. Wohl trägt sie den Scepter der Macht in ihren Händen, aber ihr Herz ist ein Thron voll Liebe, Güte und Barmherzigkeit. Der Thron eines jeden Königs soll eine Zufluchtsstätte sein für die Bedrängten, Verfolgten und Verlassenen. Deswegen wird auch der König Landesvater genannt. Auch zum Throne Mariens können wir in allen Bedrängnissen des Lebens unsere Zuflucht nehmen; denn Maria ist un-

ser Mutter. Ja, wie sie die Mutter Gottes und Jesu Christi ist, so ist sie auch unsere Mutter. Der hl. Anselm ruft aus: „O Herrin, wenn der Sohn Gottes durch dich unser Bruder ward, so bist du durch ihn unsere Mutter geworden.“ Indem nämlich der Sohn Gottes durch seine Menschwerdung unsere Natur annahm, ist er unser Bruder geworden. Da aber Brüder dieselbe Mutter haben, so ist Maria, die Mutter Jesu, auch unsere Mutter.

## Unser Briefkasten.

Unter dieser Rubrik werden wir jeden Monat viele an uns gestellte Fragen, die von allgemeinem Interesse sind, beantworten.—Brieflich beantwortet werden fortan nur solche Fragen, die persönlich sind.

Rev. Anastasius J. Krelitz, O. C. C.

**Frage.** Von B. M., Emporia, Kansas.—Ich möchte gerne die zwölf Hefte des vorigen Jahres der Rundschau gebunden erhalten. Wie viel kostet es, sie binden zu lassen? Würdet Ihr das für mich besorgen?

**Antwort.**—Bis jetzt sind noch nicht genug Anfragen für gebundene Jahrgänge der Rundschau eingelaufen, um uns zu berechnen, dieselben hier binden zu lassen. Ich glaube man wird am Besten und Billigsten den Jahrgang in der nächstgelegenen Buchbinderei einbinden lassen können. Sollten so viele Nachfragen kommen, daß wir bei einer größeren Anzahl, billigere Preise bekommen können, als es der Einzelne könnte, so werden wir es gerne hier im Briefkasten bekannt machen und unseren Lesern den Gefallen thun, den ersten Jahrgang für sie binden zu lassen. Es sind so viele schöne Abhandlungen, Gedichte, Mutter Gottes Legenden, und spannende Erzählungen in diesem ersten Jahrgange erschienen, daß es für jeden Leser ein Bedürfnis sein dürfte, denselben in Buchform zu bewahren.—

Im zweiten Jahrgange werden wir dafür sorgen, daß von vorneherein diesem Wunsch entsprochen wird. Die Seitenzahl wird eine fortlaufende sein und am Ende des Jahres wird Titelblatt und Inhaltsverzeichnis dem letzten Hefte beigelegt werden. Auch werden wir für eine der Monatschrift entsprechende Einbandsdecke sorgen.—Aber wie gesagt, wir werden gerne bei genügender Anfrage, auch diesen ersten Jahrgang für unsere Leser binden lassen.

**Frage.** Von H. R., Pittsburg, Pa.—In einer katholischen Zeitung las ich

vor einigen Tagen, daß der Namenstag der Frau Diaz, der Frau des Präsidenten von Mexico, mit großem religiösem Pomp (with great religious pomp) gefeiert wird. Sie heiße Carmen, und der Festtag der Santa Carmen würde am 16. Juli gefeiert. Sollte das Bezug haben auf das Fest vom Berge Karmel, welches am selben Tage gefeiert wird?

**Antwort.**—Eine Santa Carmen gibt es nicht. Wir haben die obige Nachricht auch in englischen katholischen Wochenblättern gesehen, und haben uns nur geärgert über die Unwissenheit so vieler unserer Redakteure von katholischen Zeitungen, die mehr bewandert sind in der chronique scandaleuse, als im Leben der Heiligen.

Die Frau des Präsidenten Diaz heißt allerdings Carmen, oder vielmehr Carmela, zu Ehren Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel. Die Spanier haben eine solche Liebe für die Mutter Gottes, daß sie ihren Kindern weiblichen Geschlechtes mit Vorliebe einen Namen geben, der irgend einen Vorzug der Mutter Gottes, oder einen ihrer Titeln bedeutet. So z. B. Mercedes, zu Ehren der Mutter der göttlichen Gnade, Concepcion, zu Ehren der unbefleckten Empfängniß, Anunziata, zu Ehren Mariä Verkündigung, Dolores, zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes u. s. w. Der aller beliebteste und am meisten verbreitete Namen ist jedoch der Name Carmen zu Ehren Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel. Dieser Name kommt in allen Formen vor. Carmela, Carmelita, Carmencita, sind alle nur Abänderungen von Carmen. So heißt auch Sennora Diaz als Mädchen Carmelita

Diese fromme, gottesfürchtige Frau feiert

ihren Festtag also am 16 Juli, am Feste Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel. Und seitdem sie durch ihre Stellung die öffentliche Anerkennung ihres Festtages (denn in Mexico, wie in den meisten katholischen Ländern, wird nicht der Geburtstag, sondern der Namensstag gefeiert) nicht umgehen kann, hat sie denselben zu einer imposanten kirchlichen Feier umgestaltet. Das that sie gerne und um so lieber, weil früher dieser Feiertag einer der großartigsten der Hauptstadt war. Aber, nachdem man die Karmeliter vertrieben, alle öffentlichen Prozessionen verboten, und selbst die Feiertage meistens aufgehoben hatte, wurde das Fest

vom Berge Karmel nur im Innern der Kirchen gefeiert. Jetzt ist es wieder zu seinen Rechten gekommen durch diese Frau, die die bürgerliche Feier nicht annehmen wollte, wenn nicht die kirchliche Feier ihr voranging. Und so kommt es, daß an diesem Tage Prozessionen erlaubt sind, die sonst widergesetzlich wären, denn die anti-kirchlichen Befehle bestehen immer noch. Aber das Eine bringt das Andere. Zimmer stärker wird die katholische Strömung in Mexico, und in der jüngsten Zeit hat man sogar Ordensgeistliche wieder zurückberufen, nachdem sie Jahrelang verbannt waren, darunter auch Karmeliter.

Der Rosenkranz ist ein Diamant wegen der Stärke. Der Rosenkranz ist ein Karfunkel wegen des Glanzes. Der Rosenkranz ist ein Smaragd wegen des Augentrostes. Der Rosenkranz ist ein Hyacinth für die Kleingläubigen. Der Rosenkranz ist ein Saphir zur Betrachtung der himmlischen Dinge.

Alles in der Welt ist eine falsche Perle, ohne rechten Glanz und Reinheit. In und bei Jesus finden wir alles, was uns noth thut. In ihm ist alle Kostbarkeit vereinigt. Er soll unsere schönste Zier, unsere kostbarste Perle sein und bleiben.

Doch auch der Rosenkranz ist eine Perlenkrone, eine Krone mit welcher Christus das Haupt seiner Mutter Maria und die Brüder und Schwestern des heiligen Rosenkranzes das Haupt der Rosenkranzkönigin krönen.

Die selige Priorin M. Aquinata im Dominikanerinnenkloster „zur Rosenkranzkönigin“ zu Wettenhausen in Bayern, war eine ausgezeichnete Verehrerin der heiligsten Muttergottes. Kein Wort genügte ihr, um ihrer Hochverehrung gegen diese himmlische Mutter Ausdruck zu geben; kein Schmuck war ihr hinreichend zur Pierde derselben. Daß sie zu ihrer Ehre und mit ihrem Namen ein Kloster, das „Kloster zur hl. Rosenkranzkönigin“ errichten durfte,


war ihre Lebensfreude und ihr Ruhm. In jeden Grundstein, den sie legte, fügte sie die Widmung an die heiligste Rosenkranzkönigin ein.

Maria ist der neue Himmel. Sie ist ein neuer in das ewige Paradies versetzter Himmel; in ihre Krone ist Jesus eingeschnitten: „Ein König aller Könige, ein Herr aller Herren.“ Sie ist der Ruhm der Stadt Jerusalem, das ist Gottes selbst; „die Freude Israels“, das ist aller englischen Geister; „die Ehre unseres Volkes,“ das ist aller Heiligen. Mariens Krone, Scepter, Thron—welch ein wonnevoller Anblick auch für uns, die wir das Glück haben, als Kinder dieser Himmelkönigin fleißig zu dienen. Die Krone sagt uns: Maria trug auf Erden die schönste Krone der Tugenden, sie war auf Erden eine Krone ihres Geschlechts; deswegen ist sie im Himmel erhoben zur Krone aller Heiligen. Des Scepter sagt uns: Maria hat das Scepter der Macht in den Händen durch ihre einflußreiche Fürbitte bei Gott. Sind ja doch die Gebete der Heiligen für uns nur Gebete der Diener Gottes, das Gebet Mariens dagegen ist das Gebet seiner eigenen Mutter, der Himmelkönigin selber. Und der Thron sagt uns: Maria ist der königliche Thron Gottes, der lebendige Thron, der ganz makellose Thron Gottes. Nun ist sie nicht mehr die Dienerin, die Magd des Herrn, sondern die Königin des Himmels.

## Ein Bild aus den Anfängen der Geschichte.

### Die Ehe ist das Fundament des Staates.

Das Gottesgnadenthum der Könige.—Der Zerbruch der Gewalttherrschaft.

ach der heiligen, untrüglich'n Beleh-  
rung, welche Gott uns in seiner Of-  
fenbarung gibt, haben die Men-  
schen nicht zu Anfang in scheuer und  
feindseliger Trennung von einander gelebt  
und in späterer Zeit erst das gesellige Le-  
ben erfunden; nein, vielmehr von den er-  
sten, frühesten Anfängen ihrer Geschichte an  
zeigt die heilige Schrift uns die Menschen in  
geselliger Verbindung und Ordnung. Von  
Anfang an hatten die Menschen also auch  
ganz gewiß **O b r i g k e i t e n**, welche die  
Gesetze und Ordnungen für das bürgerliche,  
welliche Leben vorschrieben, über ihre Be-  
sorgung wachten, die Uebertretungen rügten  
und strasten. Ihr könnt sie Euch von der  
Ordnung und Harmonie des geselligen Le-  
bens gar nicht entfernt denken. Denket  
aber: die Macht und die Lust der Sünde  
herrscht im Innern des Menschen; die  
schöne Selbstsucht, der Eigenville, welcher  
seine eigenen Wege geht, die falsche Eigen-  
liebe, und damit der Hang, sich über Ord-  
nung und Gesetz hinwegzusetzen, herrscht in  
ihm, der Hang zu aller Ungerechtigkeit ge-  
gen andere, die Feindseligkeit gegen alle  
Beschränkung der Lust und Gier. Wie wäre  
es möglich gewesen, von Anfang an diese  
lieblosen, selbstsüchtigen, aller Aufopferung  
und Selbstverleugnung entfremdeten und  
abgeneigten, der Sünde verfallenen Men-  
schen in geselliger Eintracht und in den  
schönen und gesegneten Banden der Ord-  
nung zu halten ohne den starken Arm und  
das geheiligte Ansehen einer Obrigkeit?  
Bedenket: zumal in jener Zeit, wo noch eine  
höhere natürliche Kraft, gewissermaßen eine  
Urkraft mit ihren Leidenschaften den Men-  
schen so leicht über alles Maß hinausriß:

da wäre ohne das mächtige Ansehen einer  
Obrigkeit gewiß alles in dem wildesten  
und blutigsten Haber auseinandergesahren.  
Klar ist es, in den Urzeiten, bis zu den ersten  
Anfängen der Menschheit hinauf bestand in  
der Welt eine gesellige Vereinigung, eine  
bürgerliche Ordnung. Also muß es auch  
von Anfang an **O b r i g k e i t e n** gegeben haben  
als die Gründer und Handhaber und  
Schirmer dieser Ordnung, von der Ehr-  
furcht und Huldigung der Menschheit umge-  
ben.

Welche Menschen aber standen als diese  
rechtmäßigen und heilsamen **O b r i g k e i t e n** in  
den uralten Zeiten da, bis Nemrod kam und  
mit Gewaltthaten ihre Reihe durchbrach  
und ihnen Macht und Ansehen entriß? Und  
von wem haben diese **O b r i g k e i t e n** der Men-  
schen in altersgrauer Zeit das große und  
beinahe wunderbare Ansehen, die geheime,  
geistige Macht empfangen, daß vor ihrer  
Würde die Zeitgenossen huldigend sich  
beugten? Das laßt uns fragen! Meinet  
aber zusehends nicht, die heilige Schrift  
habe breite, weite Auseinandersetzungen  
über die **O b r i g k e i t e n** der uraltesten Zeiten,  
welche man bloß zu lesen brauche, um alles  
ohne weiteres Nachdenken zu wissen. Das  
ist nicht ihre Art im ersten Buche Moses, in  
der Erzählung von den ältesten Zeiten.  
Denket Euch: nur ein einziges Mal in allen  
Geschichten bis auf die Nachkommen Noe  
spricht die heilige Schrift das Wort „Herr-  
schen“, „Regieren“ aus, um die erhabene  
Stellung, die erhabene Beziehung eines  
Menschen zu einem andern auszusprechen.  
Nur ein einziges Mal das **e i n e** Wort;  
aber das **e i n e** Wort kann uns zur Leuchte  
werden, welche alles erhellt.

Das Wort betrifft, wo es in der heiligen Schrift steht, die Ehe, die erste Ehe, welche Gott selbst durch seine heilige und anbetungswürdige That zwischen unseren Stammeltern Adam und Eva stiftete. Im Paradiese war Eva als Gehülfin dem Adam gegeben, und unstreitig stand sie damals schon in einer gewissen natürlichen Unterwürfigkeit. Aber nach dem Sündenfalle, als die heilige Liebe gewichen, dafür der Gang zum Bösen, der Geist des Ungehorsams, der Unordnung in den Gliedern aufgelebt war, stiftete Gott in dem Ehestande eine Herrschaft: die Herrschaft des Mannes über das Weib. „Nach dem Manne soll dein Verlangen sein; und er soll über dich herrschen.“ Das ist Gottes großes Wort. Was er im Worte hier sagt, hat er auch schon vorher in seiner That deutlich zu verstehen gegeben, als er nämlich aus der Seite des Adam die Eva schuf. Gleichsam aus dem Eigenthume des Adam, aus seinem eigenen Leibe ließ er sie hervorgehen, ihre Abhängigkeit von Adam zu zeigen. Aber aus der Seite bildete er sie, aus der Nähe des Herzens, um zu zeigen, daß es keine Abhängigkeit des Sklaventhums sei, sondern eine Abhängigkeit, welche die Liebe befeelen und verschönern soll. Genug! Es sind nur zwei Menschen auf Erden, und schon ist einer eingesetzt, das gemeinsame Leben zu regeln. Es sind noch keine Königreiche, keine Staaten, keine Provinzen vorhanden, nicht einmal eine Familie ist da; die eine Ehe zwischen Adam und Eva ist die einzige Menschenverbindung, welche auf der weiten Erde besteht, und durch schon eine Obrigkeit des Ordens und liebevollen, sorgenden Schirmens. Dazu hat Gott dem Manne schärferen Verstand, weitere Umsicht und Klugheit, größere, nachhaltigere Kraft und Starlmuth gegeben.

Das ist das Eine und Einzige, was Gott uns in seiner Offenbarung mit bestimmten Worten über die Obrigkeit der grauen Urzeit hat aufzeichnen lassen; aber das ist auch genug. Das ist Gottes That; und

weiter braucht Gott nicht mehr mit neuen unmittelbaren Thaten einzugreifen. Alles andere geht nach der Naturordnung voran ohne Eingreifen Gottes Jahrhunderte lang. Seinen Gang können wir mit eigenem Nachdenken finden.

Aus dieser Ehe der Stammeltern gingen wie aus heiliger, gottgesegneter Pflanzstätte die jungen Sprossen der Menschheit hervor, und es bildete sich eine Familie, ein Kinderfranz um den ersten häuslichen Herd. Brauchten nun diese Kinder im elterlichen Hause ihre Obrigkeit erst zu erfinden? War sie nicht vielmehr schon da, als die Kinder geboren wurden? Adam, welcher das Haupt in der Ehe war und blieb, wurde nun von selbst das Haupt, die Obrigkeit im ganzen Familienkreise. Das wurde er durch die Ordnung der Natur, welche Gott gegründet. Alle Kinder, welche aus der Ehe sproßten, waren ihm untergeben. Als ihre jungen Seelen aufwachten, fanden sie schon ihre Obrigkeit. Als sie fähig waren, zu gehorchen, klang auch schon das lenkende und regierende Gebot an sie aus dem Munde der Eltern. Wuchsen sie auch heran,—das that der Ordnung des Hauses keinen Abbruch. So lange sie im Hause waren, oder wohl besser gesagt, in der Hütte Adams, waren sie auch Adam unterworfen.

Schreitet nun mit Euren Gedanken weiter und laßt die Kinder Adams aus dem Hause ziehen und sich einen eigenen Hausstand und Familie gründen. Da wurden die Söhne Adams, die Obrigkeit in ihren einzelnen Hütten, in ihren Familien. Aber über ihnen blieb Adam stehen in höherer, alles überschattender und vereinigender Würde, so lange er lebte. Sie siedelten sich neben ihm, in seiner Nähe an; sie bauten sich Hütten auf dem Boden, welchen er in Besitz genommen; sie bebauten das Land und trieben ihre Herden auf die Triften der Erde, welche ihm zunächst von Gott geschenkt waren. Und wenn seine Kinder Jahrhunderte alt wurden und selbst über Kinder und Kindeskinde regierten,—die

natürliche Pflicht, Adam zu ehren, dauerte fort: keine Lebensdauer, kein Fortgang der Jahre konnte sie derselben entheben.

So sah also Adam mit jeder neuen Familie, welche sich in die Erde einsetzte, mit jedem neuen Sprößling der Menschheit sein Reich sich erweitern. Je mehr die Krone des hohen Alters ihn schmückte, desto zahlreichere Huldigungen empfing er von seinen Enkeln und Arenteln und ihren Kindern. So ist Adam in Wahrheit in seinem langen Leben der erste König auf Erden geworden, wenigstens der Sache nach; außs Wort und außs äußere Zeichen kommt es nicht an. Der Name thuts nicht; Krone und Scepter thuns auch nicht. Er ist es nicht geworden, weil er aus Herrschsucht und in eigener, ungerechter Umfassung sich dazu aufgeworfen; er ist es geworden, weil Gott, der allen Menschen ohne ihr Zuthun ihre Zeit und ihre Stelle nach seinem heiligen Willen anweist, wie er sie den Pflanzen, den Wassern, den Sternen anweist, ihn zum ersten Menschen und zum Haupte in der ersten Ehe gemacht hat. Er ist es geworden durch den natürlichen, gerechten Gang der Sache; die Königswürde war sein Recht. Sie war aber zugleich ein hoher Schatz, ein großes Kleinod für alle damals lebenden Menschen; denn auf ihr ruhte die schöne, heilsame Ordnung der Urzeit. Das wahre Recht zu regieren ist zugleich ein Schatz derer, welche gehorchen.

Als Adam im Tode sein Haupt zur Ruhe gelegt, das Haupt, auf welchem die Einheit aller ruhte, hatte die ganze Menschheit nicht mehr einen einzigen Monarchen und hat ihn auch seitdem nicht wieder erhalten. Alles Streben, eine solche Einheit zu erhalten, hat Gott vereitelt; das ist gegen den Beruf der Menschheit. Diese soll über die ganze Erde sich ausbreiten. Jedes Volk soll sich nach seinen eigenthümlichen Gaben entfalten; jedes hat seinen eigenthümlichen Beruf. Jetzt waren Adams Söhne die Obrigkeiten über ihre Kinder und Kindeskinde, welche in ihren Familien aufwuchsen und sich in ihrem Kreise um sie her ansiedelten; und die

Diener des Hauses, die Fremden und Gäste hatten dieser Obrigkeit sich fügen. Adams Söhne und Enkel wurden die Herrscher ihres Stammes, Stammfürsten durch ihr lauges Leben hin; und mit ihrem Tode ging die Herrschaft weiter auf ihre Söhne über. Später stieg Noe als neues Haupt, als Fürst der Menschheit aus der Arche. Und bei den ersten Wanderungen über die Erde zeigen diese Stammhäupter mit ihren Angehörigen und Untergebenen, wie die heilige Schrift zeigt.

So ist die bürgerliche Obrigkeit entstanden und erhalten worden in den ersten Zeiten der Menschengehichte. Ueberschauet nun noch einmal mit einem großen umfassenden Blicke diese Anfänge der obrigkeitlichen Gewalt auf Erden und saget: Ist es nun nicht klar, daß auch diese bürgerliche Obrigkeit im Anfange von Gott gestiftet ist? Sie ist von Gott gestiftet, weil Gott in der ersten Ehe den Adam zum Haupte, zur Obrigkeit eingesetzt hat. Sie ist von Gott gestiftet, weil von nun an alles von selbst nach der natürlichen Entfaltung und Entwicklung der Dinge, nach dem Naturgesetze vor sich geht. Gott aber ist der Schöpfer, der Gründer der Naturgesetze. In der Naturordnung spricht sich sein heiliger Wille aus.

Groß ist also die Würde der Obrigkeit gewesen. Edel ist der Gehorsam, der vor dem Ansehen sich beugt, das Gott verliehen hat. Das Thier folgt dem Zwange; der edle Gehorsam des Menschen folgt einem wohlbegründeten Ansehen. Das ist seine Würde.

Viele, leider nur zu viele unserer Zeitgenossen haben die verworrensten und irrigsten Ansichten über die Weise, wie anfangs die obrigkeitliche Gewalt entstanden sei. Sie haben darüber die verkehrtesten und dummsten Meinungen. So gibt es viele, welche meinen, anfangs habe man gar keine Obrigkeit gehabt, jeder Mensch habe für sich gestanden, die vollste Unordnung, lauter Anarchie habe auf Erden geherrscht; da seien die Menschen auf den Gedanken gekommen, zu geselligen Leben sich



zu vereinigen; der langen Trennung müde, gelangweilt von ihrer Anarchie, von ihrer Unordnung seien sie hingegangen und hätten eine Art von Vertrag miteinander gemacht, daß Einer über sie herrschen solle; so sei denn eine Obrigkeit entstanden; sie komme also nicht von Gott, sondern von den Menschen. Ihr seht, das widerstreitet der Natur der Menschheit; es widerstreitet aber auch der heiligen Schrift, dieser heiligen Gottesoffenbarung, dieser hellen Leuchte, welche uns das Dunkel der Urge- schichte erhellte. Als die ersten Menschen nach Adam und Eva aus ihrer Ehe und aus den Ehen ihrer Kinder heranwuchsen, da war schon ihre Obrigkeit da. Sie hatten sie nicht zu erfinden, so wenig als die Kinder sich ihren Vater erfinden oder ihren Großvater oder ihre Voreltern wählen. Sie durften diese nicht verwerfen; sie brauchten und wollten nicht erst wählen. Gott hatte vorge- sorgt. Auch die ältesten Geschichten aller Völker wissen nichts von solchen Erfindun- gen, von solchen Verträgen. Es ist nichts, als ein leeres, lügenhaftes Hirngespinnst.

Und Heil dem Menschengeschlechte in je- nen uralten Zeiten der Naturkraft und der Leidenschaft, daß es schon von der Wiege an Obrigkeit und Ordnung fand! Welche Scenen voll Unheil und Schrecken wären vor sich gegangen, ehe es sich nach einem starken Arme gesehnt und sich ihm unterge- ordnet hätte? Vielleicht wäre gar keine menschliche Gesellschaft zu Stande gekom- men. Heil dem Menschengeschlechte in je- nen uralten Zeiten voll Leidenschaft und Trost, daß Gott selbst, der allweise und grundgütige Gott, der Obrigkeit durch seine Stiftung und Zügelung ein höheres Ansehen gegeben, gleichsam einen Abglanz seines göttlichen Ansehens! Die Obrigkeiten, welche die Menschen sich selbst gemacht hätten, hätten gewiß des nothwendigen An- sehens entbehrt. Der Beifall der Menschen verkreißt schnell in den Lüften. Auf Liebe allein darf der bestmeinende Vorseher nicht zählen, wenn er die Eigenliebe verlegt. Opfer bringen die selbstsüchtigen Menschen nicht gerne.

Aber, so denkt mancher in unseren Tagen, es ist ja eine Lehre des Christenthums, daß die Menschen sich einander gleich sind. Wie läßt es sich mit dieser Gleichheit der Men- schen „zusammenreimen, daß Gott von An- fang an Obrigkeiten bestellt haben soll, welche ja mehr sind, als die andern Menschen und die andern regieren? G l e i c h sind die Menschen nach Christi Lehre: also hinweg mit den hervorragenden Höhen der obrigkeitlichen Gewalt! Stille, der du also sprichst, gehe mit der G l e i c h h e i t nicht weiter, als Gott ge- gangen. Gott hat die Menschen unterein- ander gleich gemacht und auch wieder un- gleich. Gleich sind die Menschen durch S c h ö p f u n g, weil Gott sie alle erschaffen hat und sie dasselbe Menschenwesen, die- selbe Menschenwürde tragen. Gleich sind sie in der E r l ö s u n g, weil Jesus Chri- stus für alle Menschen gestorben ist und alle Menschen ebenmäßig Ansprüche auf seine Verdienste haben und seiner Gnadengüter theilhaftig werden können. Gleich sind sie, weil sie alle zur Seligkeit berufen sind. Gleich sind sie, weil Gott alle Unterschiede des Lebens im Augenblicke des Todes ab- streift und alle in unparteilicher, heiliger Ge- rechtigkeit richtet. Darin sind die Menschen g l e i c h. U n g l e i c h aber sind die Men- schen in ihren innern und äußern, geistigen und körperlichen, natürlichen und überna- türlichen Gaben und Verhältnissen. Gleich- heit aller Menschen in diesen Dingen ist eine Unmöglichkeit, ein unausführbarer Traum. Andere meinen sogar, die Könige und Für- sten seien durch Schlaueheit und Gewaltthat einzelner ehrgeiziger Menschen entstanden, welche die erste gute Gelegenheit benützt hätten, über Mitmenschen herzufallen und sie zu unterjochen. Ihr seht aber aus der heiligen Schrift, daß dem nicht so ist. Adam, der erste König, seine Söhne und Enkel, die ersten Stammfürsten, später nach der Sündfluth Noe, der als neuer König von den Bergklippen, auf denen die Arche ruhte, herniederstieg, hatten sich ja nicht selbst zu Königen aufgeschwungen.

Aber bei der großen Macht der Sünde über die Menschen konnte man wohl voraussehen, daß mancher, wenn er die höheren, von Gott verliehenen Würden und Ämter ansähe, seinen Ehrgeiz aufstacheln, daß er lüstern darnach werde, daß er ungerächter Weise Hochstehende entthronen und die Macht an sich reißen werde. So geschah es auch, freilich nicht am Anfang, aber immer viel zu frühe. So wurde der Friede gebrochen, das Recht auf Erden traurig verwirrt. So kamen die armen Menschen unter die Zuchttrube ehrgeiziger Eroberer. Das erste Beispiel solcher unrechtmäßigen Unterjochung rollt sich heute vor uns auf. Schauen wir hinein.

Der erste blutige Unterdrücker der Volkshäupter und Volksstämme wird uns dargestellt als ein mit hohen Kräften ausgerüsteter, in wilder Lebensart aufgewachsener, Kühner und trotziger Gewaltmensch. Er kam nicht aus dem Hirtenstande mit seinen milden Verhältnissen; „er war ein gewaltiger Jäger“, sagt die Schrift. Die Jagd in den Gebirgen und Urwäldern in der ganzen Wildheit jener Zeiten war für ihn die Schule, wo er sich im Gebrauche der Waffen, im Kampfe mit den Feinden übte, seine Kräfte und sein Herz stärkte. Aber die heilige Schrift meint mit ihren Worten: „Nemrod war ein gewaltiger, Jäger nicht nur die Jagd auf Thiere, welche Nemrods Geschäft gewesen; sie meint damit auch schon in leisem Uebergange zu andern Sachen und sogar vorzüglich seine blutigen Angriffe und die Unterdrückung der Völkerstämme. So werden oft in der heiligen Schrift die Menschen der Gewalt und der Unterdrückung „Jäger“ genannt. Damit wir es so verstehen, setzt die heilige Schrift noch hinzu: „Der fing an, mächtig zu sein auf Erden.“ Sein bluttreifendes Eingreifen in die Menschengeschichte machte auf seine Zeitgenossen und die Nachkommen den tiefsten Eindruck. Sprüchwörtlich ist der eiserne Mann geworden; lange nachher sagte man, um Menschen der Gewalt, milde Eroberer zu bezeichnen: wie Nemrod.

Aber er war nicht nur ein Mann von Gewalt; er war auch, wie uns sein Name ahnen läßt, ein Mann der List, der schlaunen Ueberredung und Vorfpiegelung und lockte dadurch die bethörten Menschen in die Netze welche seine Schlaueit gesponnen. „Nemrod“ heißt auf deutsch: „Lasset uns empören“. Man sieht es dem Namen an: das ist nicht der Name der ihm in seiner frühesten Kindheit gegeben worden; den hat er ohne Zweifel später erhalten, weil er die Menschen ihrer rechtmäßigen Obrigkeit abspenstig machte: die Kinder den Eltern, die Unterthanen der Obrigkeit, überall Unzufriedenheit und Murren ausfäete, alle Handlungen der Obrigkeiten in falschem Lichte zeigte, den bethörten Menschen goldene Berge versprach und dann wahrscheinlich oft gerade das Wort „Nemrod“ aussprach. Das war sein Lösungswort, seine Fahne. So finden wir es zu allen Zeiten, daß die Männer nach Worten genannt werden, welche sie im Munde führen. Ein Feldherr, welcher immer „Vorwärts“ rief, hieß noch in den letzten Kriegen der Marschall „Vorwärts“; „Michael“, „wer ist wie Gott“, ist der helle klare Ruf aus der Engelwelt. So läßt also die heilige Schrift den ersten Gewaltherrscher sich deutlich genug vor unsern Augen zeigen.

Nun fragen wir begierig: welches war in der Geschichte der Erfolg seines unstreitig sündhaften, verwerflichen Unterjagens?

Sein Unternehmen ist ihm gelungen. Die Ungerechtigkeit behielt freien Lauf. Der gerechte Widerstand wurde niedergeschlagen. Die Stämme wurden unterjocht. Er der aus den Gebirgen, aus der Waldfinsterniß mit seinen finstern, blutigen Plänen gekommen, wurde wirklich der Gründer des ersten großen Reiches auf Erden. Er legte die Anfänge der später weltberühmten Stadt Babylon; er baute Ninive mit seinen gewaltigen Dimensionen; er baute Rejen, eine längst vergessene und verklungene Stadt, deren Namen nur die heilige Schrift an dieser Stelle aufbewahrt hat und welche „die große Stadt“ heißt. Und doch

andere Städte seines Reiches prangen in dem Namensverzeichnis der heiligen Schrift.

Das erste große Reich steht da. Es ist gegründet auf Thaten der Ungerechtigkeit und auf Trotz gegen Gott. Aber Gottes Rathschlüsse sind geheimnißvoll. Er hat es zugelassen, daß dieser Nemrod austrat und daß sein Unternehmen gelang. Sein heiliger Wille war es, daß der gerechte Widerstand der Stämme zu Boden geschlagen wurde. Sein heiliger Wille war es, daß die rechtmäßigen Stammfürsten entthront, daß die rechtmäßigen Obrigkeiten ihrer Gewalt entkleidet wurden. Er hatte auch dieses Kühne Unternehmen, diese Gewaltgründung in seinen heiligen Plan mit der Menschheit aufgenommen. Darum sagt die heilige Schrift: „Nemrod war ein Jäger vor dem Herrn.“ Diese Weisung Gottes erkannten auch in jener Zeit die gottgetreuen Menschen. Sie erkannten das Urtheil Gottes; sie gaben den Widerstand auf. Es gibt ein Maß des Widerstandes in irdischen Dingen,

über welches hinauszugehen Thorheit wäre.

So wurde zwar die Ungerechtigkeit im Anfange nicht gutgeheißen, aber die Folgen wurden anerkannt, um dem Unheil zu entgehen. Da das Reich auf ungerechter Grundlage aufgebaut war, so erhielt die uralte Religion, die Gottesfurcht einen furchtbaren Stoß. Das Heidenthum, welches ohnehin mit Gewalt hereinbrach, erlangte großen Vorschub. Doch wer kann mit den Plänen Gottes hadern? „Der Name des Herrn sei gebenedeit.“ Er ändert die Zeitaler der Menschheit; „er rückt Reiche hinweg und befestigt andere.“ Aber dessen können wir uns getrösten, unter diesem Wechsel irdischer Reiche in dieser Welt voll Mangel erhält er jeder Zeit ein Reich, welches er gegründet zu übernatürlichem Ziel, ein Reich in der Welt, nicht von der Welt, das heilige Gottesreich, welches uns heilig, selig macht.

(Bischof Eberhard.)

---

Das alte Paradies ist verloren, aber wir haben in Christus ein neues Paradies. Und wenn wir ihm gedient haben, werden wir mit ihm herrschen. Glauben wir doch an ihn und verkünden wir uns nach Sinn und Leben in sein göttliches Bild: dann werden wir in unserem Leben hienieden die Bausteine zum künftigen Erben legen und im Sterben eingehen zum himmlischen Paradiese.

---

Was ist wohl das Erste und Nöthigste, wenn es gilt dem Geist von oben die Stätte zu bereiten? Das Gebet. In jedem Menschen ist von Natur ein Vermögen zu beten und ein Trieb zum Gebet, sei's auch ein verborgener Keim. Das beweist eben, daß wir darauf angelegt sind, zu leben in dem unsichtbaren Gott, daß die Seele in uns dürstet nach seinem Geiste und dazu bestimmt ist, durch ihn das Leben Gottes zu empfangen.

Durch den Rosenkranz macht uns Maria unser Erdenleben trostreich und süß; im Rosenkranz wird uns ein Friede, ein Trost zu theil, der alle Begriffe übersteigt, der uns auch das irdische Leid verjüngt, und so grüßen wir Maria mit Recht als unsere Süßigkeit. Und wenn das Herz ausge schlagen, wie schmückt uns dann der Rosenkranz!

---

Massen von Menschen sterben aus Mangel an Theilnahme: Theilnahme an ihrer Arbeit, Theilnahme an ihren Mühen, Theilnahme an ihren Verlusten durch den Tod, Theilnahme an ihren Geschäfteinbußen, Theilnahme an ihren körperlichen Leiden, Theilnahme an ihren Seetenkämpfen, Theilnahme in der Zeit des späten Alters. Wir müssen Theilnahme haben; weite, tiefe, hohe, ewigwährende, allmächtige Theilnahme. Und Christus hat sie, Christus ist sie; das ist das Seil, mit dem er alle Völker an sich ziehen wird.

## Eine Episode aus der Geschichte der Kommune.

Ein würdiger Priester von Paris, dessen Demuth mir verbietet seinen Namen zu nennen, erzählte mir kürzlich eine Episode aus der Zeit der Kommune, die nicht an die Deffentlichkeit kam, die mir es aber zu verdienen scheint. Der es mir erzählte, war mehr als Zeuge, denn er wäre selbst bald ihr Opfer geworden.

Am Dienstag in der Karwoche, so erzählte er mir, wurde Erzbischof Darbois von Paris gefangen genommen und vor das Gericht gebracht; tags darauf traf den Pfarrer der St. Madeleinekirche, Deguerry, dasselbe Schicksal.

Am Gründonnerstag, nachdem ich noch Beicht gehört und die kirchlichen Ceremonien vollendet hatte, entschloß ich mich, persönlich über die zwei Gefangenen Nachrichten einzuholen. Mit der Soutane bekleidet, nahm ich mir 5 Uhr nachmittags einen Fiaker und fuhr zum Gefängniß.

Am Eingange desselben fragte man mich, was ich wolle, und auf meine Antwort führte man mich in einen dunklen, niedrigen, rauchigen Saal vor Naoul Rigault selbst. Ich erkannte seine Persönlichkeit nach der Beschreibung, und ließ mich dieser Empfang nichts Gutes ahnen. Er zog die Nase in die Höhe und betrachtete mich einen Moment mit einer unverschämten Miene; nachdem er mich vom Kopfe bis zu den Füßen gemessen hatte, sagte er zu mir: „Was wollen Sie von mir, Bürger?“ — „Ich möchte gern Nachrichten haben von meinem Erzbischofe, welcher vorgestern verhaftet wurde, und von meinem Freunde Deguerry, Pfarrer der St. Madeleinekirche.“

Meine Kaltblütigkeit schien den Vertreter der Kommune etwas zu wundern, und ich gestehe, daß ich selbst über mich erstaunte, denn ich kam mir vor, wie in der Fabel das Lamm vor dem Wolfe. Nach längerem Stillschweigen sagte er barsch zu mir: „Es

ist unnütz, mehr darüber zu sprechen. Sie sind verhaftet!“

„Verhaftet? Und warum?“

„Weil ihr seit langer Zeit uns unter eurem Joche haltet, und weil jetzt unsere Zeit gekommen ist.“ — Ohne weitere Erklärung verabschiedete er mich mit einer Handbewegung und fing wieder zu schreiben an.

Man führte mich als Gefangenen in einen anderen Saal, der nieder und dunkel war, und hier blieb ich länger als eine Stunde meinen Gedanken überlassen. Alle Augenblicke gingen Kommunarden durch den Saal, welche Gefangene führten, und verschwanden wieder im Dunkel der Gänge. Endlich gegen sieben Uhr wurde ich in meine Zelle abgeführt, die gerade zwischen denen des Erzbischofs Darbois und des Pfarrers Deguerry lag. Ich erkannte diesen letzteren augenblicklich an seiner Stimme; aber ich wagte nicht durch die Scheidewand mit ihm zu sprechen, denn von dem Gange her vernahm man fort und fort das Gehen und Kommen von Leuten. So setzte ich mich denn auf mein schlechtes Bett, indem ich betete und mich dem göttlichen Willen gänzlich übergab.

Die Nacht war völlig hereingebrochen; ich hatte nichts gegessen seit meinem mageren Mittagmahle, und ich glaubte mich schon darein fügen zu müssen, noch bis zum nächsten Tage zu fasten, als plötzlich meine Thür geöffnet wurde. Eine Frau von sanftem Gesichtsausdrucke trat ein und fragte mich, ob ich Hunger habe; auf meine bejahende Antwort entfernte sie sich, kam aber bald wieder mit einem Teller Fastensuppe, einem Silberlöffel und einer Flasche Wein. Es war eine Mahlzeit, vollständig der Karwoche entsprechend.

Ich erfuhr später, daß diese besorgte Person die Frau eines Gefängnißwächters sei, und daß sie alles anbiete, die Lage der Gefangenen zu erleichtern. Ich dankte Gott für diese angenehme Ueberraschung und

nahm mit gutem Appetit mein Mahl zu mir.

Als ich die Mahlzeit vollendet hatte, hörte ich bescheiden an der Thür des Herrn Deguerry klopfen; einen Moment später öffnete ich meine Thür, ich sah einen Wächter mit leihem Schritte eintreten, der sich mir näherte, indem er einen Finger an seinen Mund legte. Er neigte sich zu meinem Ohr und sagte ganz leise: „Wollen Sie den Pfarrer von Madeleine sehen?“ — „Es ist mein einziger Wunsch.“ — „Dann folgen Sie mir ohne Geräusch und schleichen Sie sich in die Zelle Ihres Nachbarn, dessen Thüre ich angelehnt ließ. Sprechen Sie sehr leise, und bei dem mindesten Geklirre meiner Schlüssel kehren Sie in Ihre Zelle zurück. Wenn sie ertappt würden, müßten Sie in den Kerker, und mich würde es das Leben kosten.“

Der Gang war nur spärlich durch eine halbaufgedrehte Gasflamme erleuchtet. Ich drückte die Hand des braven Mannes, der so unbedenklich sein Leben riskirte, um mir einen Dienst zu erweisen, und trat in die Zelle des Pfarrers Deguerry ein. Wie groß war seine Freude, als er mich in seinen Armen hielt! Und welch unvergeßliche Momente verbrachten wir zusammen; sitzend auf dem Strohsack des Bettes, einer neben dem andern, unterhielten wir uns mit gedämpfter Stimme, indem wir uns Muth zusprachen, wenn es sein müsse, zu leiden und zu sterben für die Kirche und für den Glauben, welchen man in uns verfolgte. Herr Deguerry machte sich keinerlei Hoffnungen. „Man muß,“ sagte er zu mir, „alles erwarten und auf alles gefaßt sein.“ Wir beichteten gegenseitig, und kaum hatten wir uns losgesprochen, als das Geräusch der Schlüssel sich am Ende des Ganges vernehmen ließ. Wir umarmten uns noch einmal wie zu einem ewigen Abschiede; dann kehrte ich schnell wieder in meine Zelle zurück. Der gute Wächter schloß leise unsere zwei Thüren und entfernte sich, begleitet von unsern Dankgefühlen und Segnungen.

Den folgenden Tag, es war Karfreitag, hörte ich einen großen Lärm von Schritten und Stimmen auf dem Korridor. Man öff-

nete die Zellen des Erzbischofs und des Pfarrers Deguerry und, nachdem einige Worte gewechselt waren, die bis zu meinen Ohren drangen, wußte ich, daß man sie von dem Gerichtshause wegführe, um sie nach Mazas in das dortige Gefängniß zu bringen. Mein Herz preßte sich schmerzhaft zusammen, und als der Lärm aufgehört hatte, fühlte ich in mir eine so tiefe Verlassenheit, daß mein Muth mich zu verlassen drohte. Der einzige Trost der mir blieb war der Gedanke, daß ich Herrn Deguerry gesehen hatte, daß ich ihm Beicht hören konnte und daß mein Gang hierher nicht unnütz war.

Einige sehr grausame Stunden vergingen, die bittersten dieses langen und traurigen Abenteuers, und ich fragte mich, wie lange man mich in dieser Ungewißheit und Verlassenheit schmachten lassen würde, als von neuem sich im Gange Schritte hören ließen, die mir immer näher kamen, bis sich die Thür meiner Zelle hastig öffnete.

Ein Mann in schwarzem Rocke und weißer Kravatte trat ein, den ich an seiner Kleidung und an seiner Miene als einen Arzt erkannte, gefolgt von Wächtern und Komunarden, er warf mir einen verständnißinnigen Blick zu, welcher mich alsbald aufrüttelte, und in einem rauhen übelwollenden Tone, welcher im scharfen Gegensatz zu seinem Blicke stand, sagte er zu mir ohne Einleitung: „Es scheint, daß Sie vorgaben, krank und herzleidend zu sein; setzen Sie sich, damit ich Sie untersuchen kann.“ Und sich gegen seine Begleiter wendend, murmelte er: „Thatsache ist es, daß er ein erbärmliches Aussehen hat.“

Er neigte sich über mich und flüsterte mir ganz leise in's Ohr „Kein Wort sprechen!“ Nachdem er mich lange an allen möglichen Stellen untersucht hatte, schüttelte er den Kopf, brummte einige halblaute Worte vor sich hin und sagte dann brutal: „der arme Teufel wird es thatsächlich nicht mehr lange mitmachen: ich möchte nicht in seiner Haut stecken; sein Herz ist wie eine alte Uhr, deren Werk ganz abgenützt und verbraucht ist;

lasset ihn noch heute Abend von hier fortbringen.“ Und alsbald stellte er eine schriftliche Ordre aus, um mich in das Spital zu überführen.

Ich begreiff wohl, daß er mir einen Dienst zu erweisen beabsichtigte, aber ich mochte mir den Kopf zerbrechen, wie ich wollte, ich konnte nicht errathen, wer ihn mir geschickt und wie er dazu gekommen sei, sich für mich zu interessieren.

Eine Stunde später war ich auf dem Wege in das Krankenhaus, wohl ohne zu wissen, was mich dort erwartete, aber herzlich froh, das Gerichtshaus verlassen zu können, von dem man nie herauskam, außer um zum Schaffot geführt zu werden.

Im Krankenhause genas ich wieder. Ich mußte, daß ich überwacht wurde und daß das Haus unter Bewachung stehe, aber ich bemerkte nichts davon, ich war da in der Pflege der guten Schwestern, welche die Kommune hier gelassen hatte. Jeden Tag durfte ich in der Kapelle des Spitals die hl. Messe lesen und alle Personen empfangen, die mich zu sehen wünschten, jetzt war das Räthsel meiner Ueberfiedlung in das Krankenhaus gelöst. Der Arzt des Gefängnisses, benachrichtigt von den Gläubigen meiner Pfarrei, deren guter Freund er war, und unterstützt von dem guten Wächter, der mich zu dem Pfarrer Deguerry geführt hatte, veranstaltete und führte die Komödie, die ich Ihnen soeben erzählte, zu einem guten Ende, und ihm danke ich, daß ich dem Schicksal entgangen bin, welches Mgr. Darbois und den Pfarrer von St. Madeleine getroffen hat.

Ich blieb noch einige Wochen im Krankenhaus, ohne daß weiter eine Nachfrage von seiten des Gerichts in betreff meiner Person gestellt worden wäre. Später, eines schönen Tages, es war der 31. Mai, übergab mir der Arzt des Spitals einen Erlaubnißschein, der es mir ermöglichte, auszugehen. Ich zog Laienkleider an, und ohne recht zu wissen, ob ich wache oder träume, fürchtete ich, jede Minute angehalten zu werden, ich durchmaß die langen

Gänge, kam dann die Stiegen hinab, ging über die inneren Hofräume, ohne einem verdächtigen Anblicke zu begegnen, und überschritt dann die große Pforte des Krankenhauses, nicht einmal mein Ausgangsschein wurde mir abgefordert. Offenbar hielt der gütige Gott mich des Martyriums für unwürdig.

Eine Dame meiner Pfarrei erwartete mich auf dem Plage. Sie lud mich ein, in den Wagen zu steigen, in dem sie gekommen war, nahm dann auch in demselben Platz und fuhr mit mir geradeswegs zum Nordbahnhof. Dank meinen Laienkleidern, meinen grauen Haaren und meinem ermittelten Aussehen, dank aber besonders der göttlichen Vorsehung, ließ mich die Wache am Bahnhof ohne eine Bemerkung passieren, und eine Stunde später war ich gesund und gerettet in Versailles. Der weitere Verlauf meiner Geschichte hat kein besonderes Interesse mehr. Mein schlechtes Aussehen, die Unmöglichkeit, rechtskräftige Papiere vorzuzeigen, der Mangel an Geld machten, daß ich weder in einem Gasthose, noch auch in einem andern Hause Unterkunft fand. Es wurde Nacht, und um nicht im Freien schlafen zu müssen, nahm ich meine Zuflucht zu einer Polizeistation, wo man sich herbeileiß, mich bis Tagesanbruch zu behalten. Ich erzählte mein Abenteuer, man glaubte mir, und am folgenden Tage konnte ich durch die Vermittlung der braven Polizeiagenten Freunde finden, die mich aufnahmen und mir Geld vorstreckten, um in meinen Geburtsort reisen zu können. Mein alter, 93jähriger Vater, welcher seit langer Zeit nichts von mir gehört hatte, empfing mich mit Freudenthränen, und bei ihm, inmitten der Freuden und Ruhe des Familienlebens, erfuhr ich bald die Einnahme von Paris, den Sturz der Kommune und die entsetzliche Nachricht von der Hinmordung der Geiseln.

So lautete die einfache, ergreifende Erzählung des muthigen und frommen Priesters, welcher sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, um Gesangenen, den Erzbischof und seinen

Freund, den Pfarrer von St. Madeleine, nochmals zu sehen, und welchen nur ein wunderbares Eingreifen der Vorsehung vor dem gleichen Geschehniß bewahrte. Seine heroische Kaltblütigkeit, die Gefäßtheit des Pfarrers Deguerrin, die Ergebenheit des Wächters, welcher sein Leben einsetzte, um den zwei Priestern eine Zusammenkunft zu ermöglichen, die verständige Güte des Arztes, welche dem Gefangenen des Maul Ri-

gault grob begegnete, um ihn zu retten, macht das alles nicht ebenso dem menschlichen Herzen wie dem geistlichen Stande Ehre, und verdient diese umgedruckte Seite der Kommune nicht allgemein bekannt gemacht zu werden? Es zeigt sich da wieder einmal, daß Gott das Schlechte zum Guten wendet, und daß er die schönsten Lilien der christlichen Liebe aufsprießen läßt aus dem verpesteten Boden des Unglaubens und der Revolution.

Wenn Bischöfe und Päpste, Könige und Königinnen den Armen die Füße wuschen, wenn blühende Bräutlingen und edle Ritter, die noch eben die Löwen der Schlacht waren, Auszügige bedienten oder ihnen auf den Knien die Nahrung reichten, war das eine Verfühnung der größten irdischen Leiden und entzündete ebenso den Muth der Racheiferung, wie in den Leidenden den der Ergebung und Kreuzesliebe.

Nicht minder bezaubernd wirkte die Jungfräulichkeit. Wir können es uns nicht versagen, über ihren socialen Einfluß ein schönes Wort von *J a n s e n* hier einzuflechten. „Die Lehre von der Jungfräulichkeit ist so alt als das Christenthum, ist in Christus und seiner jungfräulichen Mutter bereits personificirt. Nicht die Verheirathete, sondern die Jungfrau galt jeidem in der Kirche als das Ideal des Weibes. Auch die Verheiratheten müssen nach dem Rath des Apostels ihren Blick auf dieses Ideal gerichtet halten, sie sollen die Welt gebrauchen, als ob sie dieselbe nicht gebrauchten; der Gatte soll die Gattin lieben, wie der jungfräuliche Christus seine Kirche liebt, d. h. mit der gottgeheiligten, übernatürlichen Liebe. Während der blutigen Christenverfolgungen opferten die edelsten und christlichsten Seelen Blut und Leben für die Jungfräulichkeit. Mit der Palme des Martyriums geschmückt trat die Lehre und Praxis der Jungfräulichkeit aus den Katakomben hinaus in die furchtbare Corruption des sinkenden Römerreiches. Auf ihr ruht zum guten Theile die sittliche Erneuerung, welche

die Einführung des Christenthums in allen Provinzen desselben hervorbrachte, auf ihr ruht die blühende Entwicklung des Lebens im Orient, auf ihr ruht das gesammte abendländische Mönchthum, dem Europa seine christliche Kultur verdankt. Ebenso würde man bei näherer Nachforschung finden, wie unendlich viel die christliche Familie, die Würde des Weibes, die reinere deutsche Sitte dem christlichen Ideale schuldet, das von unbeweibten Mönchen und Priestern durch ganz Deutschland gepredigt wurde. Johannes von Müller, ogleich Protestant, hat dies unumwunden anerkannt, indem er gerade dem Eölibate einen entscheidenden Einfluß bei der Befehrung der germanischen Völker zuschrieb. Instinktiv fühlten es diese Barbaren, daß der ehelose Priester, der mit Verachtung jeder Gefahr und in vollständiger Entsagung irdischer Genüsse ihnen die Lehre des Gekreuzigten predigte, schon durch diese freiwillige Entsagung hoch über ihnen stand. Sie erkannten leicht, daß das demüthige selbstvergeßene Leben dieser Apostel nicht Ehrgeiz oder Herrschsucht zum Beweggrund haben konnte, sondern daß ein edleres Ziel sie begeisterte und eine höhere Kraft in ihnen thätig war. Als eine der schönsten Blüten dieses Gnadenlebens steht die Jungfräulichkeit auch mit der christlichen Wissenschaft und Kunst und der ganzen Kultur im engsten Verbande. Gott, der reinste aller Geister, erschließt sich nur dem reinen, ungetrübten Auge des Geistes.

## Der Ring der Waise.

Nach einer wahren Begebenheit.



„o, Kinder, nun lebe! wohl und bleibet brav, bis ich wiederkomme! Heute Nacht noch werde ich abreisen nach Rom, zum heiligen Vater. Ich werde ihm auch eure frommen Wünsche und Grüße und eure kleinen Geschenke übergeben und ihn um seinen Segen für euch bitten. Betet für mich, daß die Reise glücklich ausfalle, und nun behüt' euch Gott miteinander, liebe Kinder!“

Mit diesen Worten hatte sich ein ehrwürdiger Geistlicher vor mehreren Jahren, als Pius IX. noch lebte, von einer Schaar Mädchen verabschiedet, welche in geräumigen Lehrzimmer versammelt waren.

Mit leuchtendem Auge hatten die Kinder gelauscht und dem Scheidenden bis zur Thür nachgesehen. Nur ein Mädchen hielt das blonde Köpfschen in seine beiden Hände gedrückt, um die strömenden Thränen zu verbergen, welche gleichwohl ihr durch die Finger perkten. Es war das Annelc. Eine arme Waise, hatte das Kind auch gar nichts dem „Herrn“ mitgeben können an den heiligen Vater, nichts von sich, nichts von Verwandten oder Angehörigen — es hatte ja niemand Eigenes mehr.

Langsam war der Geistliche noch in die Kapelle gegangen, um zu beten, und trat nun heraus auf die Hausthür zu.

Da stand das arme Annelc.

„So, Annelc, behüt' dich Gott,“ sagte der Geistliche und wollte hinaus.

„Herr Kaplan!“

Der Scheidende drehte sich wieder um. „Was willst du noch, Annelc?“

„Herr Kaplan, ich hab' dem heiligen Vater gar nichts geschickt.“

„Sei zufrieden, gutes Annelc, du hast ja nichts zu geben. Bete recht für ihn, das ist das beste Geschenk, welches du ihm nur immer geben kannst.“

„Recht beten will ich schon,“ kam's unter dem gesenkten Köpfschen hervor, „aber“—

„Soll ich's ihm noch sagen, mein gutes Annelc habe ihm gar nichts schicken können, weil sie selber nichts habe? Der liebe Gott weiß es ja, das ist genug.“

Annelc stockte. „Ich—habe da ein Klingelein—nimmt er das nicht an?“ fragte sie endlich schüchtern. Sie streifte dabei ein goldenes Klingelein vom Finger und hielt es dem Kaplan entgegen. „Ich habe sonst nichts,“ fügte sie bei und bat:

„Ich bit' schön Herr Kaplan, bringen Sie es dem heiligen Vater, daß er auch etwas von mir hat, er nimmt's gewiß an! Ich möcht's nicht mehr behalten.“

Ein Ausdruck tiefer Innigkeit ging über das Angesicht des Geistlichen. Aber prüfend und ernst fragte er: „Annelc, woher hast du denn diesen Ring?“

Boll erhob sich das blaue Auge des Mädchens zu dem Fragenden. „Von der Mutter selig,“ war die Antwort. „Sie hat ihn mir gegeben und gesagt, mein Pathe habe ihn mir geschenkt zum Andenken. Sie dürfen die Schwestern fragen und alle Leute, ich habe ihn immer getragen.“

„Ich glaub's Dir, Annelc,“ sagte der Geistliche mit beinahe zitternder Stimme. „Und weil dir's so Ernst ist, so will ich ihn mitnehmen und den heiligen Vater bitten, daß er ihn annimmt. Und nun behüt' dich Gott, Annelc, bei' recht, daß ich gesund wieder heimkomme und Dir dann sagen kann, was der heilige Vater dazu gesagt hat.“

„Ja, das thue ich gewiß alle Tage, behüt' Sie Gott, Herr Kaplan!“ rief die Waise dem Scheidenden noch nach und sprang froh und mit strahlenden Augen zurück in die Schule.

\* \* \*

Papst Pius IX. saß in seinem bekannten Zimmer, bei ihm war ein noch ziemlich junger Geistlicher, ein Missionar, welcher in



den nächsten Tagen die Bischofsweihe erhalten und dann als apostolischer Vikar in ein fernes Heidenland abreifen sollte, um gleich den Aposteln das Christenthum durch Predigt und Taufe unter den Wilden auszubreiten. Der Papst gab ihm noch seine Aufträge und Ermahnungen mit auf die Reise. Wie eine Heiligengestalt, in den wunderbar schönen Zügen die lieblichste Anmuth mit der höchsten Hoheit und Würde ausstrahlend und leuchtend umflossen von dem päpstlichen Gewande, stand jetzt Pius IX. da, als er sich erhob und den Missionar segnete. Dann fragte er ihn: „Wollen Sie mich nicht zur Audienz begleiten, Monsignore? Es sind Deutsche da.“

Mit tiefer Verbeugung bejahte der Missionar die ehrenvolle Anfrage, und der Papst schritt hinaus. Draußen schlossen sich noch einige Herren, darunter ein Cardinal, dem Papste an, welcher nun in den Audienzsaal trat.

Da knieten drei Geistliche; Pius IX. nahm sie ihnen.

Einer von ihnen redete den hl. Vater an: „Wir sind Priester aus der Diözese Rottenburg. Wir bringen Euer Heiligkeit hier die Gaben unserer Gemeindeglieder von Reich und Arm. Diesen Ring—hierbei deutete der Sprecher—und das war der Seelsorger des „armen Annele“—auf das Ringlein—hat die ärmste Waise für Eure Heiligkeit gegeben. Wir bitten nur um das Eine herzlich, daß Du uns, den Spendern der Gaben und ihren Familien und Freunden und unserem Bischofe Carl Joseph v. Hefele den apostolischen Segen ertheilest.“

Während der letzten Worte hatte der Geistliche den Ring mit anderen Gaben überreicht.

Eine Thräne perlte über die Wange des Papstes, und eine zweite wischte er sich aus dem Auge, als er antwortete:

Ich nehme die Geschenke an, die Zeichen der Ehrfurcht, des Gehorsams und der Liebe. Es segne Gott Euch, Er segne die Spender, Er segne euch zum Streite in Seinen Kämpfen und zur Wahrung der Kirche

in Deutschland. Er segne die Spender, Er segne euch, eure Familien und den ganzen Clerus der Diözese. Der Bischof habe den reichsten Segen. Die Rosenkränze, Medaillen, Kreuze und was immer ihr habt—es sei alles gesegnet im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes.“

Der heilige Vater reichte hierauf den Geistlichen die Hand zum Kusse.

Die Audienz war zu Ende, der Papst kehrte zu seinen Gemächern zurück. „Mein guter Heiland,“ sagte er, dahinschreitend, „das Kind hat Deinem unwürdigen Stellvertreter alles gegeben, was es hatte, segne es, wie Du die Wittve am Opferkasten gesegnet hast.“

Vor seinen Gemächern angekommen, verabschiedete er sich von seiner Begleitung und auch von dem Missionar.

„Haben Sie noch einen Wunsch?“ fragte er lächelnd, als der Missionar noch einen Augenblick stehen blieb.

„Heiliger Vater, wenn ich wagen darf, wenigstens noch einen Gedanken auszusprechen“—war die zögernde Antwort.

„Wohlan, Signore!“

„Heiligster Vater, Sie werden wohl den Ring der armen Waise aufzubewahren bedenken?“

Pius lächelte wiederum. „Monsignore, ich glaube, Ihnen entgegenkommen zu müssen. Das Opfer der Waise sollen Sie aufbewahren. Es wird Ihr Bischofsring werden und Sie werden für den hl. Stuhl und Ihre Diözese mit derselben Opferwilligkeit ihr Leibes freudig hergeben, mit welcher die arme deutsche Waise ihr kleines Besitztum geopfert hat, nicht wahr?“

„Ja, heiliger Vater, ja,“—war die freudige Antwort. Pius aber schritt bereits in sein Privatzimmer.

Wenige Tage nachher wurde der Missionar zum Bischof consecrirt und den Bischofsring schickte der Papst selber dazu. Das bescheidene Ringlein des armen Waisenkindes war von der Hand des Künstlers zuerst etwas geöffnet worden, damit es groß genug sei, und dann noch einmal in

Gold kostbar gefaßt und mit Steinen geschmückt worden. Ein Ring an einer Bischofshand aber hat eine heilige Bestimmung. Tausende werden mit dieser Hand gesegnet und geweiht, er ist das Symbol der Vermählung des Bischofes mit seiner

Diöcese und das Sinnbild seiner Macht; ihn trägt der Bischof im feierlichen Ornat und selbst beim hl. Opfer, und er wird von Unzähligen mit Ehrfurcht geküßt. Und die Hand eines Missionsbischofes wird gar oft die Hand eines Martyrers oder Heiligen.

---

## Klosterfriede.

---

Glücklich jene, die es fassen,  
Erb' und Heimath freudig lassen,  
Lieben wo sie hassen müssen,  
Unschuldsvoll für andre büßen,  
In den schönsten Jugendtagen  
„Lebewohl“ der Erde sagen!  
Keine Sünde, keine Wunde  
Quält in ihrer Todesstunde.

Glücklich die zur öden Schwelle  
Ihre Sommerblumen bringen,  
Einsam in der stillen Zelle  
Ihr vergangnes Leben zwingen,  
Die entronnen aus dem Wetter  
Nun um Leibesnothdurft darben,  
Ihnen heilt ein milder Keller  
Große Wunden, kleine Narben.

Waltingen.

Glücklich die gebeugten Müden,  
All die edlen Dreisgestalten,  
Die nach schwer errung'nem Frieden  
Selig nun die Hände falten.  
Spät fiel ihre Frucht vom Halme,  
Aber reich und auserlesen,  
Ihnen bleibt nach sündgem Qualme  
Treu ein engelmildes Wesen.

Keiner darf der Seelen spotten  
Welche eigne Mängel rotten,  
Daß von einem Menschenleibe  
Nur die äuß're Hülle bleibe,  
Daß sie glücklich schon auf Erden  
Sanfte Friedensboten werden  
Die in allen Erden Schmerzen,  
Trösten ihrer Brüder Herzen!

Elise Miller.

---

Menschliche Natur und Vernunft finden ihre Ruhe nur in der Wahrheit: Es giebt einen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat und dessen Verherrlichung die Bestimmung meines Daseins ist. Gott fordert von dem Menschen die freiwillige Haltung seiner Gebete; der Mensch ist für ein glückliches Jenseits bestimmt; die Erreichung desselben hängt ab von des Menschen Gewissens-treue. Sinnlich-irdischer Genuß ist nicht die Hauptsache. Arbeit und Entfagung sind kein Unglück. Das größte Unglück ist die Sünde, die Verletzung der von Gott gewollten Ordnung.

Die Dankespflicht der Welt gegen Christenthum und Kirche für den doppelten Schatz der Wahrheit und der Gnade wird noch erhöht durch die opferfreudige Liebe, mit welcher die Kinder der Kirche und namentlich ihre Priester und Ordensgenossenschaften der im Irrthum und Sünde begrabenen Welt jenes unvergleichliche Himmelsgeschenk jeder Zeit zuzuwenden trachteten; es geschah mit Schweiß und Blut. Die Kirche konnte fast überall ihre neuen Kinder nur mit bitteren Schmerzen gebären und den Himmelsamen nur unter Thränen austreuen.

## Aus meiner Klosterzelle.

Von Bruder Gottlieb, O. C. C.

U<sup>n</sup>ter allen Monaten des Jahres ist der Oktober der schönste, wenigstens hier in Amerika. Wir haben keinen Frühling, wie man ihn draußen hat — dafür aber haben wir einen um so schöneren Herbst. — Wenn ich dichten könnte, dann würde ich nicht ein Frühlingsgedicht, sondern ein Gedicht auf den schönen Oktober machen. Unsere liebe Mutter, die Kirche, die vom größten Dichter aller Zeiten dem Heiligen Geiste, gelenkt und geleitet wird, hat deshalb auch die zwei schönsten Monate des Jahres der Mutter Gottes geweiht. Im Mai, sammelt sie die Lenzeblumen, um den Altar Mariens zu schmücken, und im Oktober behängt sie denselben Altar mit Rosenkränzen. Da gibt es weiße, rothe und gelbe Rosen in Hülle und Fülle. Zuerst ein Kranz aus weißen Rosen, die fünf freudenreichen Geheimnisse; dann ein Kranz aus rothen Rosen, die fünf schmerzhaften Geheimnisse; und zuletzt ein Kranz von gelben, goldenen Rosen, die fünf glorreichen Geheimnisse, Unschuld und Leiden und schließlich der Triumph. So ist der liebe Rosenkranz ein Sinnbild des menschlichen Lebens. Mit Unschuld sangen wir an, dann geht es durch Kreuz und Leiden durch dieses Jammerthal zur himmlischen Krone und ewiger Seligkeit. Bedenke das wohl, mein lieber Leser, wenn du während diesem Monate mit den anderen Millionen Deinesgleichen den Rosenkranz betest.

Nebenbei sollst du auch dem lieben Gott danken, daß du zur großen Armee der Rosenkranzbeter gehörst. Eine solche Armee gibt es nur noch im Himmel, hier auf Erden verschwindet die größte Kriegsarmee, wie z. B. die russische, die an die sieben Millionen Mann zählt, im Vergleiche mit den drei

hundert Millionen, die während diesem Monate den Himmel mit dem Rosenkranz bestürmen.

Manche katholische Mutter, die ihren Sohn wiedergefunden, nachdem er, als Soldat im kubanischen Kriege allen Todesgefahren entkommen, wird mit größerer Andacht als je ihren Rosenkranz als Dankgebet dem lieben Gott aufopfern. Und mit noch stärkeren Gefühlen der Dankbarkeit wird er gebetet werden von denjenigen, welche Verwandten in den verschiedenen Kriegslagern hatten, die mit gesunder Haut entlassen wurden. Denn in diesen Pesthöhlen kamen mehr Soldaten um als im Kriege selbst.

Die gräßliche Mißwirthschaft, die an allen diesem Unheile schuld ist, kann nicht genug gerügt werden. Es stehen Einem die Haare zu Berge, wenn man die Berichte liest, die von sachkundigen Augenzeugen den Zeitungen geliefert werden. Und die Schuldigen sind dabei noch so feck und frech alle diese Uebelstände den armen, zu Lode gemarterten Soldaten in die Schuhe zu schieben. „Sie hätten mehr Verstand haben sollen, und Nichts essen oder trinken sollen, als was man ihnen als Rationen gab“ dabei wird aber nicht erwähnt, daß man den ausgehungerten Soldaten, selbst den Kranken Nichts Genießbares anbot.

Der Eine schiebt die Schuld auf den Andern, und schließlich waren die sterbenden Soldaten selbst schuld an Allem. Es ist die alte Geschichte vom Paradiese her. — Es wird wohl Alles noch an das Licht kommen denn ob schon das amerikanische Volk sehr geduldig sein kann, wenn es sich um politische Korruption handelt, so krümmt sich doch der Wurm zuletzt. Die Gährung in den

Gemüthern ist da, und es wird immer ärger, je mehr man von den Einzelheiten dieser Schandwirthschaft erfährt, bis endlich der Tag der Rache anbrechen wird. Man spricht, oder sprach wenigstens früher, von der Grausamkeit der Spanier, aber nie hat Spanien seine Soldaten so ver- wahrloßt, wie die gegenwärtige Regierung unserer freien Republik es unserer Soldaten gegenüber gethan.

Der Krieg ist und bleibt ein grenzenloses Unglück. Wenn man es nur soweit bringen könnte, ihn ganz aus der Welt zu schaffen. Das denkt auch der russische Kaiser. Und er hat seine Gedanken auch öffentlich ausgesprochen. Er hat nämlich alle Völker auf gefordert sich an einer Friedenskonferenz zu bethelligen, die er zum Zwecke eines allgemeinen Weltfriedens demnächst halten will. Es ist ein edler Gedanke, und der hl. Vater hat ihm seine Beifallsbezeugung zu kennen gegeben. Aber man lächelt über den Zaren und seine „Träumerei“. Eine canadische Zeitung gab eine gelungene Kritik über die Friedenszufase des Zaren in folgendem Zweigespräch:

R u ß l a n d: Laßt uns zwei Kriegsschiffe bauen.

E n g l a n d: Laßt uns vier Kriegsschiffe bauen.

R u ß l a n d: Laßt uns acht Kriegsschiffe bauen.

E n g l a n d: Laßt uns sechszehn Kriegsschiffe bauen.

R u ß l a n d: Laßt uns eine Friedenskonferenz halten.

Und dabei wird auf allen Seiten lustig weiter Krieg geführt. In Afrika haben die Engländer die Nachfolger des Mahdi beinahe vernichtet—es sollen an die fünfzehn Tausend gefallen sein—und nun sind sie auf dem Marjch, die Franzosen aus Fashoda zu vertreiben. Frankreich, mit seiner dreijährigen Geschichte ist am Rande eines Umsturzes. Wer wird sich auch auf einen dreijährigen Stuhl setzen?

Auf der Insel Kreta haben die Türken einmal wieder nach Herzenslust massakriert.

Die sind es von Armenien aus gewöhnt. Und wenn es auch nicht gerade wahr ist, daß kein Hahn darnach kräht, so ist es doch wahr, daß die europäischen Kampfhähne, die zwar laut genug krähen, doch mehr sich einander ankrähen, als den verruchten Türken.

In China rebellirt man an allen Ecken. Katholische Missionäre müssen sich flüchten, und die Missionskirchen und Anstalten werden in Brand gesetzt.

Manila ist noch lange nicht erobert. Aguinaldo soll 67,000 Mann unter Waffen haben, welche die Insel als ihr Eigenthum vertheidigen wollen.

In Südamerika, welches einige Monate lang zu Abwechslung keinen Krieg hatte, fängt man wieder an mit Kriegserklärungen zu drohen. Auch in Indien rüsten sich wieder die Afrikaner und im Frühjahr gegen die Herrschaft Englands zu kämpfen. Kurzum, überall spricht man von Krieg. Wo soll denn da der Frieden herkommen?

Es gibt heutzutage Leute, die gegen die ganze Menschheit Krieg erklären wie das der Meuchelmörder der Kaiserin Elisabeth triumphirend ausspricht. „Was der Mensch sät, das wird er ernten.“ In Frankreich wurde Gott aus den Schulen vertrieben und Carnot wurde von einem Anarchisten getödtet. In Italien wurden gottlose Schulen eingeführt und ein Italiener, in solchen Verhältnissen großgezogen, ermordet die Kaiserin von Oesterreich. Der Prinz von Neapel, der zur Leichenfeier nach Wien reist, wird auf der Fahrt bedroht. Selbst die liebenswürdige junge Königin Wilhelmina von Holland, soll nur mit knapper Noth einem Attentat auf ihr Leben ungefähr drei Wochen vor ihrer Krönung, entkommen sein. Wir haben hier in Amerika auch einen Guiteau groß gezogen, auf dieselbe Weise, wie es in Italien geschieht. Es muß noch ärger kommen, ehe eine ungläubige Welt ihre eigene Schreckensfinder erkennt; aber die Zeit rückt immer näher, in der man wieder den alten Gott in den Volksschulen anerkennen wird.

Aber noch ärger als die gottlose Schule, ist die gottlose Presse. Es gibt in Amerika Zeitungen, sogar deutsche, die den Mordmörder der Kaiserin loben, und ihn als Helden preisen. Da ist es hohe Zeit, daß alle anständigen Leute Partei ergreifen gegen solche Schandblätter.—

Mit dieser Absicht wurde die „Niagara“ in Buffalo gegründet und in der kurzen Zeit ihres Bestehens hat sie schon Manchem die Augen geöffnet. Hätten wir nur viele solche Kämpen der Wahrheit!

Mit imiget Genugthuung erfahre ich, daß diese herrliche Vertreterin des christlichen Sozialismus, als eine wöchentliche Zeitung für ganz Amerika erscheinen wird im Verlaufe dieses Monats und fordere alle die Leser der Rundschau auf, sich Probenummern schicken zu lassen. Man braucht sich nur an die „Rundschau“, 218 Broadway, Buffalo, N. Y., zu wenden, um so viele Probezeitungen zu bekommen, als man will.

Die Rundschau selbst feiert ihren zweiten Geburtstag in diesem Monate—d. h. sie ist jetzt ein Jahr alt—das wäre also der erste Geburtstag, wie man es gewöhnlich rechnet. Sie ist ein Kind der Mutter Gottes und steht unter ihrem Schutz und Schirm. Und wie viel Schönes hat sie uns nicht gebracht in diesem ersten Jahre. Sie soll aber noch besser und schöner werden, jetzt da sie den Windeln der Kindheit entwachsen ist.

Wir müssen aber Alle mithelfen. Wir dürfen nicht selbstsüchtig sein, und Alles Gute nur für uns behalten ohne dem Nächsten es zu gönnen. Verbreitet die Rundschau! Lasset eure Nachbarn sehen, welch' herrliche Monatschrift unsere Liebe Frau in's Leben gerufen hat. Schickt die Namen eurer Bekannten ein, damit man Ihnen Probehefte zuschicken möge.

Man hat mir die schönen, in Farben gedruckten Bilder gezeigt, die man dieses Jahr allen vorausbezahlenden Abonnenten frei zusenden wird. Es sind zwei verschiedene Bilder, beide von gleicher Größe, zwölf Zoll breit und sechszehn Zoll lang, und stellen Beide unsere Liebe Frau vom Berge

Karmel dar. Das eine Bild stellt die Mutter Gottes mit ihrem göttlichen Kinde dar, wie sie das Skapulier allen Ihren Verehrern anbietet; das zweite stellt sie dar als Himmelskönigin in den Wolken und Engel die auf ihren Befehl, ihre Verehrer aus dem Fegfeuer befreien. Es fällt Einem die Wahl schwer, wenn man die beiden Bilder betrachtet. Jeder vorausbezahlende Abonnent hat ein Recht, sich eines der beiden Bilder auszuwählen.

Diejenigen, die es vorziehen, können anstatt eines der Bilder sich einen der Kalender wählen, wie voriges Jahr.

So möge die „Rundschau“ dieses neue Jahr mit guter Zuversicht antreten und Tausende von neuen Freunden gewinnen!

Unter allen Lesern der Rundschau wird es wohl keinen geben, der von Monat zu Monat mit mehr Spannung dieselbe erwartet und mit mehr Andacht und Vorliebe sie liest, als ein ehrwürdiger Greis von beinahe neunzig Jahren im fernen Westen. Es ist dieses der Hochwürdige Pater Cyrillus Knoll, aus dem Karmeliterorden. Dieser fromme und dabei gelehrte Pater ist der Stifter unseres Ordens in Amerika; unsere Leser können es mir also nicht verübeln, daß ich hier meine Freude darüber ausdrücke, daß er noch unter uns weilt, und es erlebt hat, die schöne „Rundschau vom Berge Karmel“ in seiner eigenen geliebten Muttersprache kennen zu lernen.

Am 26. August dieses Jahres feierte er sein Diamantenes Jubelfest als Priester. Das sechszigste Jahreshgedächtniß seiner Priesterweihe. Mit fester klangvoller Stimme sang der ehrwürdige Greis das Hochamt in der Klosterkirche zu Scipio, in Kanjas.

Unser hl. Vater Papst Leo XIII. zur Anerkennung seiner vielen Verdienste sandte ihm durch unsern Pater Provinzial seinen Gruß und Apostolischen Segen.

Ich weiß, daß ich seiner Demuth zu nahe treten würde, wenn ich Alles erwähnen wollte, was er zur Ehre Gottes und zum Besten unseres Ordens gethan, werde also hier nur noch erwähnen, daß er keinen Tag vorbeigehen läßt, ohne für Alle unsere Freunde, und alle Leser der Rundschau zu beten. Möge er uns noch lange erhalten bleiben zum Muster und zum Beispiel.

## Großvater und Enkel.

(Fortsetzung.)

### 3. Der nächtliche Ueberfall.



Es schlug zwei Uhr auf den Thürmen von Warrington, als der Untersherif mit seiner Schaar in aller Stille durch den Farnwoerther Thorweg schritt. Dichte Schneeflocken trieben den Häschern in das Gesicht; der Mond war untergegangen und die Nacht stockdunkel.

„Zum Kukuck, Sherif, wohin sollen wir in dieser ägyptischen Finsterniß und in diesem Hundewetter?“ jagte einer der Knechte ärgerlich.

„Stille! wer heute Nacht ein Wort redet, bevor ich das Zeichen gebe, der brummt mir vierundzwanzig Stunden im Stocke,“ antwortete der Führer. „Das Wetter ist gerade recht; wenn es noch eine halbe Stunde so fortwirbelt, kann uns kein Häschchen entspringen, ohne daß wir seine Fährte finden.“ Ungelesen nahte sich die bewaffnete Schaar dem friedlichen Sankey-Hause und umstellte es von allen Seiten. Kein Fenster war erleuchtet; die Bewohner lagen offenbar in tiefem Schlummer.

Der Sherif machte nochmals die Runde, jedem Ruhe und Wachsamkeit einschärfend. „Wenn ihr es von der Stadt her drei Uhr schlagen hört, so erwartet mein Zeichen,“ sagte er und nahm mit der Hälfte seiner Leute unter einer weitläufigen Eiche dem Haupteingange gegenüber Stellung. Der Wind hatte sich fast ganz gelegt, und es war so stille, daß man das leise Rieseln des Schnees hören konnte, der zwischen den Zweigen niederfiel. Da schlug es drüben in Warrington drei Uhr. Die Männer traten auf den offenen Platz vor das hohe Eisengitter, dessen Thor sie mit einer Kette geschlossen fanden. Der schrille Ton einer Feile tönte durch die Nacht, und nach wenigen Minuten fiel die Kette klirrend auf die

Steinfliesen. Die Soldaten rund um das Haus hörten es und saßen ihre Spieß- und Pikeu fest; gleich darauf dröhnten laute Schläge an die schwere Eichenthüre des Hauses und weckten seine Bewohner.

Lady Worthington war die einzige Person, welche bei diesem Ueberfalle ihre ruhige Besinnung behielt. Als nach wenigen Minuten die Kammerfrau zitternd an ihre Zimmerthüre pochte, trat sie in schon gekleidet und vollkommen gefaßt entgegen; sie wußte ja denjenigen, welchem der lärmende Besuch zunächst galt, in Sicherheit. Von der Dienerin gefolgt, schritt sie über den Corridor und öffnete ein Fenster gerade über dem Haupteingange. Sturmhäuben und Pikeu bligten ihr im Fackelscheine entgegen; aber unerwartet fragte die Dame: „Ueberfällt man in England so das Haus einer ruhigen Edelfrau? Wer seid ihr und was ist Euer Begehr?“

„Wir wollen Euch zeigen welche Rücksicht man hier zu Lande mit papistischen Hochverräthern nimmt!“ tönte es herauf. „Aufgemacht im Namen des Gesetzes, oder wir sprengen die Thüre ein!“

„Das ist gar nicht nöthig,“ sagte die Dame, „weist den Befehl des Obersherifs, und meine Diener werden sofort öffnen.“ Diesem Verlangen wurde entsprochen; Lady Worthington gab den Befehl, das Thor aufzuschließen, und erwartete an der kleinern Treppe den Sherif. Mit lautem Hurrah drangen die Bewaffneten herein und besetzten die unteren Räume; dann stieg der Sherif sporenklingend mit einigen seinen Leuten die Treppe hinauf und sagte barsch zur Herrin des Hauses: „Führet uns in das Jagdzimmer!“

Die Kammerfrau schrak zusammen, während es um den Mund der Dame nur schmerzlich zuckte; sie ahnte, von wannen den Häschern die genaue Kenntniß des

Hauses komme. „Folget mir,“ sagte sie ruhig und öffnete am Ende des Corridors das verlangte Gemach.

Rasch trat der Sherif ein und leuchtete mit der Fackel hinter den Vorhang des Alkovens — das Bett war unberührt. Mit einem Glucke trat er zurück und rief: „Ist der Pfaffe wirklich nicht hier? Und doch ist dieses das bezeichnete Zimmer; da sind die Hirschgeweihe über der Thüre.“ Aufmerksam leuchtete er in alle Winkel des Raumes, ohne etwas Verdächtiges finden zu können. Schon wollte der Sherif die erste flüchtige Unerkundung aufgeben und sich nach anderen Gemächern führen lassen, als beim Begrücken eines Tischchens ein kleines, auf Pergament gemaltes Bildchen der Mutter Gottes zu Boden fiel. Triumphirend hob der Sherif es auf und sagte: „Wir sind also doch im Baue des Fuchses, seht da den Beweis!“

„O, das gehört wohl meinem kleinen John,“ sagte rasch gefaßt die Dame.

„Das wird sich finden“, erwiderte der Häfcher. „Unterdessen wollen wir unsere Pflicht thun. Durchsuchet das Haus auf das genaueste vom Giebel bis in die Keller, klopfet an die Wände, schlaget sie ein, wo sie hohl tönen, reiẞet die Dielen auf! Wir müssen ihn haben und koste es, was es wolle.. Wo ist Euer Knabe, Frau?“

„Mein Knabe? Was hat denn er mit der Haussuchung zu thun?“ fragte die Mutter erbleichend. „Er schläft wahrscheinlich noch in seinem Bette.“

„Führt mich sofort in seine Kammer,“ befohl der Sherif, setzte aber alsbald, sich anders besinnend, bei: „Nein, Ihr sollt mir meine Fragen nicht durchkreuzen! Ich werde ihn schon selber finden. Ihr bleibt hier bis auf weiteres.“ Hiermit schloß der Häfcher die Dame in dem dunkeln Zimmer ein und zog den Schlüssel ab.

Der Knabe schlief noch immer, wie laut und stürmisch es auch im Hause herging, in ruhigen und festen Schlaf der Jugend. Noch stand er im Traume im Chore der herrlichen Kirche und lauschte dem feierli-

chen Gesange, als der Sherif an der Thüre seines Zimmers polternd, diese angenehmen Bilder verschauelte. Erschrocken fuhr John aus dem Schlafe auf und rief, in der Meinung, es sei der Diener: „James, seid Ihr es? was lärmt Ihr denn so?“ Aber wie erschrak er, als er die härtigen, gewaffneten Häfcher erblickte! Mit einem Angstschrei starzte der Kleine den Sherif an, der vor sein Bett hintrat.

„Es soll dir nichts zuleide geschehen,“ begann der Häfcher sein Vorverhör, „vorausgesetzt, daß du meine Frage unumwunden und sofort beantwortest. Wer unterrichtet dich?“

„Mama unterrichtet mich und auch—“ beinahe hätte der Kleine sich verrathen, aber sein guter Engel warnte ihn.

„Und auch?“ wiederholte der Sherif lauernd.

„Und auch der alte James unterrichtet mich im Reiten,“ vollendete John seinen Satz.

Ungeduldig über diese Enttäuschung, stampfte der Officier auf den Boden. „Mache mir keinen blauen Dunst vor oder du sollst es mir büßen!“ rief er, mit seiner Hand drohend in der Luft herumfuchtelnd. „Zeh heraus mit der Sprache: wo ist dein Dheim?“

„Welcher Dheim? ich habe mehrere Dheime,“ erwiderte der Kleine.

„Nun, zum Henker, der Pfaff!“ rief der Häfcher, dessen Geduld zur Neige ging.

„Pfui, wie wüßt Ihr redet!“ jagte voll Entrüstung der Kleine. „Ihr meint den Priester? der ist in Rheims oder sonst wo.“

Wiederum war der Knabe dem plummen Fragesteller entwichen, der seinen Aerger kaum mehr zähmen konnte; aber er bezwang sich noch einmal und sagte: „Zunge, bist du so dumm oder so pfißig? Nicht von dem Erzpfaffen in Rheims rede ich, sondern von demjenigen, der gestern Abend noch drüben im Jagdzimmer wohnte; ich habe es ja aus dem Munde deines Großvaters selbst!“ Sprachlos schaute der Knabe den Häfcher an; also sollte die alte Martha den-

noch Recht gehabt und der Großvater in der That seinen Sohn verrathen haben. Dieser Gedanke trieb dem Kinde die Thränen in die Augen.

„Selt, Kleiner, das hast du nicht erwartet,“ fuhr der Sherif zutraulich in seinem Verhör fort. „Nun brauchst du auch nichts zu fürchten und kannst mir gerade heraus sagen, wo er ist, so will ich dir dein bisheriges Lügen nicht anrechnen.“

„Ich habe nicht gelogen, und damit Ihr mir nicht abermals nachsaget, ich hätte gelogen, so werde ich Euch auf keine Frage mehr Antwort geben.“

Nachdem John entriistet diese Worte gesprochen, drehte er dem überraschten Sherif den Rücken. Das brachte aber die Galle des rauhen Soldaten in Wallung und mit einem: „Du naseweiser Bub, wir wollen dich lehren, der Obrigkeit Rede und Antwort zu stehen“, versetzte er dem Kleinen einen derben Schlag, daß ihm der Schmerz die hellen Thränen auspreßte, doch eine Antwort konnte er ihm nicht abnöthigen. Scheltend verließ der Häfcher endlich das Zimmer mit der Drohung: „Wir wollen dir deinen Trogkopf schon brechen! Bevor du offen bekennst, wirst du keinen Bissen Speise verkosten.“

Dann fiel die Zimmerthüre klirrend zu und John hörte wie der Sherif das Schloß abdrehte und den Schlüssel abzog. „Der böse Mann,“ jammerte er, „er will mich verhungern lassen! Ich wollte, ich wüßte nicht, daß der Dunkel zu dem franken Peter Swift nach Warrington ging—so könnte ich ihn doch nicht verrathen. Aber ich werde ihn doch nicht verrathen—lieber verhungern so sterbe ich als ein Martyrer und fliege vom Munde auf in den Himmel, wie mir Mama gesagt hat.“ Dann erinnerte sich der Knabe an die Martyrergeschichten, die er mit seiner Mutter in dem alten Legendenbuche gelesen, und betete und hörte auf den Lärm im Hause und schloß endlich wieder ein.

Inzwischen kehrten die Häfcher in Sankt-Hause alles zu unterst und zu oberst. Schränke wurden erbrochen, Thüren ge-

sprengt, Mauern eingeschlagen und selbst die Steinfliesen des Kellers aufgewühlt, ohne daß man den Priester entdeckte. Man fand ein paar lateinische Bücher, welche den Verdacht zwar bestärkten, aber doch keinen durchschlagenden Beweis lieferten; auch das Verhör der Dienerschaft führte zu keinem Ergebnisse.

Als der späte Wintermorgen endlich graute, streifte der Sherif rund um das Haus über die mit frischem Schnee bedeckten Felder, aber er fand keine Spur, die einen Flüchtigen verrathen hätte. „Es ist klar,“ schloß er endlich seine fruchtlose Forschung, „der Fuchs hat seinen Bau, von dem Allen gestern Abend rechtzeitig gewarnt, verlassen.“ Dann zog er die Posten, die er rund um das Haus gestellt hatte, bis auf zwei Mann ein und kehrte nach der Halle zurück, wo seine Leute zechend und lärmend sich um ein gewaltiges Faß Ale gelagert hatten und ihren Unmuth über den fehlgeschlagenen Plan in Strömen der weißgelben Flüssigkeit ertränkten.

Gegen Mittag kam dann Sir Edmund Trafford selbst herausgeritten. Der Sherif hatte ihm einen Boten mit der unliebsamen Kunde nach der Stadt geschickt. Nochmals wurde unter seinen Augen das Haus durchsucht; aber wieder ohne Erfolg. Auch die Kammer des kleinen John betrat der Ritter und stellte die versänglichsten Fragen an den Kleinen. Er konnte ihm jedoch weder mit Milde noch mit Strenge auch nur das geringste Geständniß entlocken.

„Ich bin jetzt schon halb verhungert,“ sagte der Knabe, der zum erstenmal in seinem Leben bis in den späten Nachmittag hinein nichts verkostet hatte, in dem naiven Glauben, dem Hungertode sehr nahe zu sein, „und will mir nun zu guter Letzt nicht noch die Martyrerkrone entschlipfen lassen.“

Der wohlbeleibte Ritter mußte hell aufschreien und sagte: „Was meinst du denn, wir wollten dich verhungern lassen? Nein, so grausam sind wir nicht. Aber das sage ich dir, wenn du uns nicht Rede und Antwort



steht, so lasse ich dich morgen gebunden nach Preston führen, und du sollst deine Mutter nicht wieder zu sehen bekommen, und statt des papistischen Unterrichtes, in dem dich dein Oheim aufzog, wird man dich in unsere Kirche und Schule führen, wo du das lautere Gotteswort hören sollst—so wahr ich Sir Edmund Trafford heiße und Oberherr von Lancashire bin!“

Dieselbe Eröffnung machte der Ritter auch Lady Worthington, die noch immer im Jagdzimmer gefangen gehalten wurde. Es war das schwerste Opfer, das man von ihrem Mutterherzen fordern konnte, aber nicht zu schwer für ihre Glaubensstreue.

„Mein Knabe ist mein Theuerstes auf Erden,“ betete sie als der Oberherrig gegangen war, „aber nimm ihn, Herr, wenn es so dein Wille ist. Nur um eines bitte ich dich: lasse ihn niemals unserer heiligen Kirche entfremdet werden.“

Bevor Sir Edmund Trafford Sancken-House verließ, stellte er einen Verhaftsbefehl aus für den alten Herrn von Plainco-Hall. Einige seiner Leute wurden sofort zum Vollzuge des Befehles mit der Weisung abgeschickt Sir Richard nach Preston zu führen, wo in wenigen Tagen Graf Derby Gericht halten sollte. Eben dahin erhielt der Unterherrig Befehl, am folgenden Tage mit dem gefangenen Knaben aufzubrechen.

Inzwischen hatte die alte Martha auf die Weisung des Beamten ihren kleinen Liebling John mit einem tüchtigen Imbiß versorgt; bei dieser Gelegenheit erfuhr der Knabe, wo seine Mutter gefangen gehalten werde. Auch mahnte ihn Martha, doch ja nichts zu verrathen, wo man die heilige Messe gefeiert und wer ihr beigewohnt habe, sonst werde gewiß die Mutter und alle anderen in das Gefängniß geworfen. Noch manches wollte sie ihm erzählen; aber der schwere Schritt eines Häfchers, welcher im Corridor erdröhnte, scheuchte sie von dannen.

Es war Abend geworden. Der Knabe, der sich wieder allein auf seinem Zimmer befand, dachte über seine Lage nach und versiel

auf einen Fluchtplan, dem er in der Dämmerung nachsah. Der Wache zu entkommen, die er von Zeit zu Zeit unten die Runde machen sah, schien ihm nicht schwer; aber wie sollte er bis ans Meer, wie über die See gelangen? Wenn er nur seine Mutter fragen könnte, dachte er; vielleicht würde sie mit ihm fliehen. Da fiel ihm ein, daß es nicht so schwierig sei, an dem uralten Epheu, der die Mauern des Hauses bekleidete, in den Garten hinabzuklettern und an der andern Seite des Hauses auf demselben Wege zu dem Fenster des Jagdzimmers emporzuklimmen. John beschloß das Wagestück, das ihm nicht so gefährlich schien, frisch zu versuchen.

Er wartete, bis die Nacht völlig hereingebrochen war, dann öffnete er leise das Fenster und lauſchte hinab. Eben ging die Wache vorbei. „Jetzt ist sie um die Ecke“, flüsterte er. „Bevor sie wieder kommt, muß ich unten sein.“ Und leicht wie ein Eichhörnchen schwang sich der gewandte Knabe über die Fensterbrüstung; dann raschelte es in den Epheuranken, und nach einer Minute stand John im Garten und schüttelte sich den kalten Schnee von den Kleidern. Da naheten die gemessenen Schritte der Wache und der Kleine duckte sich hinter einer Tagushecke, in deren Schutz er ungesehen die andere Seite des Hauses gewann. Er sah das Fenster des Jagdzimmers, in dem er seine Mutter wußte, hell erleuchtet und sein Herz jubelte bei dem Gedanken, daß er in wenigen Minuten bei ihr sein werde. Mutig ging er ans Werk, und sein Engel schloß ihn, daß er im Dunkel nicht eine dürre, brüchige Ranke ergriff und niederstürzte. Ein paar Sperlinge, aus ihrer Nachtruhe in den dichten Blättern emporgeschreckt, flatterten auf, und dann klopfte es an die runden Bleisenster.

Lady Worthington, welche in Gedanken versunken am Kamine saß drehte verwundert den Kopf nach dem Fenster. Da klopfte es wieder und sie hörte leise „Mutter“ rufen. Beinahe erschrocken stand sie auf, nahte sich zaudernd dem Fenster und öffnete es. Wie

schlug ihr Herz, da sie so unerwartet ihren Liebling erblickte, der lachend zu ihr sagte: „So reiche wir doch deine Hand, Mutter; ich kann mich ja an dem kalten Fenstergesims kaum mehr halten!“ Eine Minute später hielt die glückliche Frau schellend und lobend ihren John in den Armen.

„Du bösester, bester Bube du—habe ich dir denn nicht verboten, an den alten, brüchigen Epheuranken herumzuklettern?“

„Ja nach Vogelnestern“, sagte der Knabe treubozig. „Aber du bist doch kein Vogelneft!—Und ich wollte mich nicht von ihnen führen lassen, ohne dich nochmals zu sehen,“ fügte er ernst bei. Und dann erzählte er alles, was seit gestern Abend vorgefallen und was er geantwortet habe und wie er bei nahe ein Märtyrer geworden wäre, und daß er fest entschlossen sei, eher zu sterben als den Dheim zu verrathen oder seinen Glauben zu verläugnen. Das Herz der Mutter jubelte auf über diese edle Besinnung ihres Kindes, und Freudenthränen zitterten in ihrem Auge. Aber sie hielt sich wohl, durch allzu vieles Lob die bewußtlose Demuth des Knaben in eitle Selbstegefälligkeit zu verwandeln. Dann sprach ihr Sohn von

seinem Fluchtplane. Allein sie sagte ihm, derselbe könne nur nach guter Vorbereitung gelingen. Er solle sich inzwischen geduldig nach Preston führen lassen; sie werde auf Mittel und Wege sinnen und im günstigen Augenblicke sicher zur Hand sein.

Lange redete sie noch mit dem Knaben und gab ihm Weisungen und Rathschläge, wie er sich vor Gericht zu benehmen habe; auch von seinem unglücklichen Großvater sprach sie und forderte ihn auf, seine Gefangenschaft für das Heil und die Befreiung des tiefgefallenen Greises aufzuopfern. Dann kniete sie nieder und betete mit ihm, und als sie sich erhob und unter Thränen—zum letztenmale vielleicht hinieden—das heilige Kreuzzeichen über ihren Sohn machte, da flammte in ihrem Herzen ein Gefühl, das mit der Gesinnung der maccabäischen Mutter verwandt war, als sie ihre Kinder zum Märtyrertode aneiferte.

Die Sturmfluth der Verfolgung war ja furchtbar im Steigen. Wer konnte dafür bürgen, daß Englands Boden in dem eben begonnenen Jahre nicht auch das Märtyrerblut von Kindern trinken werde?

(Fortsetzung folgt.)

---

**Kindesunschuld ist Paradiesesstand.** Ein Kind Gottes zu heißen, ist der höchste Ehrentitel, der einem Menschen beigelegt werden kann. Wer ein Kind Gottes heißt, der darf Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, seinen Vater nennen. Er darf Christus, den Sohn Gottes, den Heiland der Welt, seinen Bruder nennen. Was sind dagegen alle Titel und Würden und Orden? Nichts als Seifenblasen.

Der Mensch reicht in eine höhere Welt hinein. So klein das Menschenherz ist, einen so reichen Inhalt vermag es in sich aufzunehmen. Es ist eine Welt im Kleinen. Nichts gibt es in der Welt, wofür es nicht ein Verständniß, womit es nicht eine innere Verwandtschaft hätte. Selbst die ganze Welt, so groß sie ist, genügt hierzu nicht.

Natürlich; denn das Wesen dieser Welt vergeht, das Menschenherz aber ist für die Ewigkeit geschaffen. Nur Gott kann ihm volles Vergeben bieten.

Wenn wir den Rosenkranz beten, dann ruht unsere Seele an Jesu Herz. Was kümmert David seine Krone, wenn sein kleiner Sohn in seiner Burg Sion im Sterben liegt? Vielleicht kommt die Welt mit ihrem Alltagsstolz: „Die Zeit wird alles heilen.“ O, es gibt Kümmernisse, die dreißig Jahre lang in einem fort am Herzen nagt haben und die noch immer nagen. Und doch sind Hunderte getröstet worden, Tausende getröstet worden, Millionen getröstet worden, und Christus ist's, der dieses Werk zu stande gebracht hat. Und Maria ist's, die durch den Rosenkranz dieses Werk zu stande gebracht hat.